

Christian Knieps

Phantastische Erzählungen

CHRISTIAN
KNEIPS



PHAN
TASTI
SCHE
ERZÄ
HLUN
GEN

Das Volk von Uqbar

Die Frage, wo das Volk von Uqbar lebt, gelebt hat oder in Zukunft leben wird, ist keine Frage, die sich das Volk von Uqbar stellt, denn es braucht sich diese Frage nicht zu stellen. Denn es weiß. Es weiß, weil es sich alles vorstellen kann.

Die anderen Völker, die mit dem Volk von Uqbar entweder bereits in Berührung gekommen sind oder es nur vom Hörensagen kennen, möchten jedoch mehr über das substantielle Wesen des einen Volkes wissen, das selbst kein Wissen benötigt, weil es sich dieses – ohne Rückgriff auf eine Geschichte der Erde oder der Staaten oder der Gesellschaftsformen – einfach vorstellen kann. Wie kann es aber sein, dass sich ein Volk vorstellen kann, was seine Geschichte ist und was seine Zukunft sein wird, unter der Prämisse, dass es dem Prinzip der Wahrheit entsprechen solle, um nicht das Wissen um die Vorstellung selbst infrage zu stellen?

Diesen Kniff der uqbarischen Wahrheitsfindung über die Verifizierung der Vorstellungen auf Basis eines erweiterten Wahrheitsbegriffs untersuchte vor einigen Jahren John Edward Williams, ein anglikanischer Professor für ethnische Minderheiten an der Universität von Cambridge, in seinem Standardwerk *A history of the truth in the Uqbarian imagination*, in dem er sich für eine modifizierte Wahrheitstheorie aussprach, in der nicht der eigentliche und überall in den säkularen Demokratien vorherrschende Wahrheitsbegriff zur Anwendung kommen solle, sondern ein abgeschwächter, ein vorstellbarer, da für Williams der Begriff der Vorstellung essentiell für die Beschreibung des uqbarischen Volkes erscheint. Diese Vorstellung sei, so Williams, gerade deswegen essentiell, weil es auch in den säkularen Demokratien, die nicht selten das Kreuz der Postmoderne als Begriff mit sich schleifen – als wären sie nach der Moderne! –, keinen Wahrheitsbegriff gibt, ohne dass eine bestimmte Vorstellung von ihr bestünde. Jeder Mensch, der in diesen Demokratien lebe und sich über seinen Begriff der Wahrheit Gedanken mache – ob er das nun aufgrund eines bestimmten Ereignisses oder auf abstrakter Ebene mache, sei dahingestellt –, stelle sich eine Art der Wahrheit vor, aus seinem Blickwinkel, die nicht zwingend deckungsgleich mit dem Wahrheitsbegriff eines anderen Menschen übereinstimmen müsse. Und gerade dieses Nicht-Müssen ist für Williams der Aufhänger, dass er diese Geschichte des uqbarischen Wahrheitsbegriffs in deren Vorstellung mit dem ihm eigenen, in der Gesellschaft empirisch erforscht- und belegbaren Begriff der Wahrheit beschreiben könne, ohne sich einen phantastischen Wahrheitsbegriff abstrakt ausdenken zu müssen.

Obwohl es sich kaum denken lässt, dass ein solches Standardwerk auch nur eine Handvoll an kritischen Rezeptionen erhalten dürfte – und kann es denn zu einem Standardwerk werden, ohne ausreichende Rezeption? –, so fegte bald schon ein riesiger Orkan über den Cambridge-Professor hinweg; beinahe in die Tausende gehende Anmerkungen, Widersprüche und zum Teil auch

aggressiv widersprechende, keineswegs auf der argumentativen Seite verbleibende Schmähschriften erhielt der besonnene Williams und kam kaum mehr zu seiner eigentlichen Forschung, sondern musste auf solche Artikel und Vorwürfe antworten, die ihm unterstellten, dass er sich in den uqbarischen Dienst stellen würde, ohne per se zu wissen, was diese Positionierung für den allgemeinen Wahrheitsbegriff bedeute.

»Wenn Sie also im Recht wären, Professor Williams«, schrieb einer der argumentativ feineren Widersacher, »dann müsste der allgemeine Wahrheitsbegriff, den die Philosophen über die letzten Jahrhunderte gebildet und herausgefeilt haben, auf den Prüfstand, denn wenn der uqbarische Wahrheitsbegriff, der allein auf Basis der Vorstellung fußt, der einzig wahre wäre, dann würde es keine Wahrheit an sich geben. Dieser logische Ausschluss führt dazu, dass ein Wahrheitsbegriff auf Basis einer Vorstellung – und damit eine n-dimensionale Wahrheit bei n Uqbarern – niemals zu einem einheitlichen Begriff der Wahrheit kommen könne, was wiederum den Begriff der Wahrheit obsolet mache, denn er decke sich zu einhundert Prozent mit der Vorstellung der Uqbarer.«

Diese und andere Argumente bekam Professor Williams übermittelt, und bei einigen Schriftstücken war er nicht einmal abgeneigt, in die fachliche Diskussion einzusteigen, doch nicht wenige forderten ihn explizit auf, sein Werk zu widerrufen; er solle sagen und noch besser schreiben, dass er das Ganze noch mal bedacht habe und zu dem Schluss gekommen sei, dass eine Geschichte der uqbarischen Wahrheit niemals im Rückgriff auf den säkularen Wahrheitsbegriff möglich sei. Dabei sollte er jedoch keine Namen von Widersprechern nennen, da sich auch diese sonst dem Hass der vielen Drohenden aussetzen würden, denn es war zu vermuten, dass ein nicht gerade geringer Teil der Drohenden nicht nur gegen die Meinung von Professor Williams war, sondern auch – und eigentlich vor allem – gegen die Meinung der Gegenredner, denn ihre eigene, dritte Meinung, die auf einem starken Widerstand gegen die Säkularen fußte, war eine ganz andere Art von Wahrheit, die sich merkwürdigerweise kaum von der unterschied, die Williams bei den Uqbarern identifiziert und beschrieben hatte. Wie so oft, wenn sich religiös motivierte Denker dabei ertappt fühlen, dass ein Text nicht zu dem eindeutigen Ergebnis kommt, dass die Essenz aller Wahrheit die eigene göttliche Wahrheit deckungsgleich untermauert, wird eine Blockadehaltung initiiert, die keineswegs mit Offenheit bezeichnet werden kann, obgleich es in diesem Fall schon verwunderlich erscheint, denn auch wenn das Volk von Uqbar vielleicht nicht religiös ist oder es als solches unmittelbar beschrieben werden kann, so ist es jedoch in der Lage, sich eine göttliche Gestalt in all seiner Mannigfaltigkeit, Macht und Größe vorzustellen, was in letzter Konsequenz die Frage stellen lässt, ob nicht alle tiefreligiösen Menschen Uqbarer von Natur aus sein müssten.

Doch das sollte nicht die einzige Reaktion auf das Standardwerk von Professor Williams bleiben. Es ging eine gewisse Zeit ins Land und die anfänglichen Widersprüche gegen das Williams-Werk gingen gegen Null, als ein neues Standardwerk erschien – man merkt schon an der Wortwahl,

welcher Sturm dem Erscheinen folgte –, dieses Mal von einem Juniorprofessor für philosophische Nischendoktrin, der an der Sorbonne lehrte: *Une argument contre l'utilisation de la notion de vérité dans l'idée de Uqbar* von Laurent Bloise. Kern seiner Untersuchung ist die Absprache der Verwendung des Wahrheitsbegriffs für die uqbarische Vorstellungswelt. Um den Druck aus der bisher ergebnislosen Diskussion herauszunehmen, schlug Bloise vor, dass man für die Uqbarer einen neuen Begriff benennen sollte, der die Wirklichkeitserfahrung in deren Volk besser beschreibe als die von der Moderne definierte Wahrheit, deren Verwendung zu so viel Diskussionsstoff gesorgt hatte. Der Sturm der Entrüstung zu diesem Werk war vielleicht noch größer als der Sturm nach dem Williams-Text, denn der Vorschlag, einen allseits anerkannten und wohlweislich in fast jeder Tiefe und Dimension definierten Begriff einfach für ein einziges Volk wegzulassen, weil sich dieses nicht den üblichen als postmodern definierten Strukturen unterwarf, schien vielen als Affront gegen die jahrhundertlangen, geisteswissenschaftlichen, aber auch rechtswissenschaftlichen Streitgespräche, die oft mit vielen Opfern geführt worden waren. Der Vorschlag nun, die Wahrheit für die Uqbarer auszuklammern, erschien keinem der Widersprechenden für sinnvoll, und am Ende musste Bloise kleinbegeben, da es niemand gab, restlos niemand, der sich seiner Theorie anschloss, denn die Aufgabe der Wahrheit als Begriff erschien allen als Aufgabe der Wahrheit selber.

Man hätte meinen sollen, dass es mit dem Nachgeben des Juniorprofessors, der aufgrund seiner theoretischen Schwächen in seiner Argumentation in der Folge die Sorbonne verlassen musste, weil man ihm nahelegte, dass er wohl keine wissenschaftliche Zukunft habe, nun Ruhe in die Sache mit den Uqbarern einkehrte – doch weit gefehlt, denn der Graben zwischen den säkularen und den fanatisch religiösen war noch lange nicht überwunden, und nun entbrannte wieder der alte Kampf zwischen den Gruppen, wer denn Herr der Wahrheit wäre – eine göttliche oder dann doch die einzelne menschliche Wesensfigur –, und es bleibt zu vermuten, dass sich daraus ein endloser Streit entwickelt hätte, wenn nicht – und das ist einer der wenigen Momente in der Menschheitsgeschichte, in der sich ein Uqbarer zu den Geschehnissen der restlichen Welt direkt zu Wort meldete – dass dieser Uqbarer über Professor Williams als Übersetzenden kundgetan hätte, dass er sich wunderbar vorstellen könnte, wie es wäre, wenn sich die anderen Menschenvölker keine Gedanken um den Wahrheitsbegriff unter den Uqbarern wie auch unter den Menschen machen würden, sondern einfach das Leben lebten, mit der Wahrheit eines jeden Einzelnen, ohne die Infragestellung der Wahrheit der anderen, ohne die Wahrheit überhaupt inhaltlich zu thematisieren. Dieser erstaunliche Vorstoß eines Uqbarern hätte tatsächlich dazu führen können, dass sich die einzelnen, streitenden Gruppen beruhigen, doch ein bestimmtes, sich oft wiederholendes Ereignis hielt sie davon ab, sich auf gegenseitiger Basis über das Faktum der

Wahrheit zu einigen: die Wut der Menschen über den Wahrheitsanspruch eines anderen Menschen über die eigene Wahrheit.

Ein sonderbares Buch

An einem düsteren Morgen, der seine grauen Schleierschatten vor dem Sonnenaufgang vorauswarf, der auch noch auf sich warten lassen würde, ereilte mich eine E-Mail mit einem merkwürdigen Inhalt, in der ich direkt und ohne Umschweife dazu aufgefordert wurde, ein Buch mit dem eigenartigen Titel Die allgemeine und die spezielle Ausdrucksweise in der Sprache der Toten von Elsåg Høglå, einem Doktoranden an einer mir bisher unbekanntem Privatuniversität, zu erwerben, ein Buch, das in einem mir ebenfalls unbekanntem Verlag Fleur de la terre erschienen sei. Sogleich war ich ohne sonderlichen Grund wie elektrisiert, und erst nach einer Weile erschien mir die Vorstellung einer wie auch immer gearteten Ausdrucksweise von Toten das wahrhaft Interessante an dieser Veröffentlichung, die ich auch sogleich zu suchen begann, in Internetverkaufsportalen wühlte, dann in Bibliotheken und schlussendlich ging ich in eine Buchhandlung meines Vertrauens, doch auch der dort stets sitzende und niemals ein Buch zu verkaufen scheinende Kauz von einem Buchladenbesitzer konnte mir nicht sagen, wo ich dieses Buch bekommen konnte. Auch der Verlag Fleur de la terre schien ihm nichts sagen zu wollen; er meinte allerdings, dass es sich viel eher um eine Bodenfrucht, wie zum Beispiel eine Kartoffel, anhören würde, als dass es sich um einen echten Verlag handele. Er fragte mich auch sogleich, ob ich mitunter in Betracht ziehen würde, dass mich jemand auf den Arm nehmen möchte, und mit diesem durchaus möglichen Gedanken ging ich nach Hause, setzte mich an meinen Computer und versuchte, die E-Mail erneut zu öffnen, doch als ich sie anklickte, ging mit einem Mal mein Computer aus, ganz von alleine, während um mich herum die Uhren und die Lichter weiterhin funktionierten. Als ich den Computer erneut hochfuhr, in dem Schrecken, dass ihm dieser Stromausfall geschadet haben mochte, entdeckte ich jedoch keine Schäden, außer, dass die E-Mail nicht mehr vorhanden war; es schien, als wäre sie niemals da gewesen. Dieses Nichtfinden jedoch steigerte nur mein Interesse an diesem Buch, und jetzt, da ich dem Absender dieser mysteriösen Nachricht nicht mal antworten konnte, war ich gezwungen, diesen Titel auf eine andere Art und Weise zu besorgen.

Tagelang trug ich mit mir die Vorstellungen, wie ich die Suche angehen könnte, doch mir wollte keine weitere Möglichkeit mehr einfallen, als mir eine Einladung zu einem Symposium an einer befreundeten Universität gerade recht kam, denn dort lehrte ein Professor Doktor, den ich ohne größere Angst vor einer Blamage oder meiner durchaus möglichen Lächerlichkeit ins Vertrauen ziehen konnte. Leider verzögerte sich meine Anreise, sodass ich erst kurz nach dem Beginn der ersten Rede vor Ort eintraf und mir einige spöttische Blicke meiner Kollegen einfingen, die sich

sicherlich schon über die wichtigsten Themen der Fachwelt insoweit geeinigt hatten, dass niemand in den nächsten Publikationen dem anderen ein Stück vom fachthematischen Kuchen wegnehmen würde. Ich setzte mich, so leise es mir möglich war, auf meinen reservierten Platz, schaute durch die Runde und bemerkte, dass sich die meisten mehr für mein Zuspätkommen als für den ersten Vortrag interessierten, was ich aber nach einem Blick auf das Programm auch verstehen konnte, denn wen interessierten schon die nekrophilen Gewohnheiten eines allseits bekannten Autors zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, über den schon so viel behauptet worden war, dass, wenn auch nur zehn Prozent von diesen Behauptungen wahr gewesen wären, er zweihundert Jahre alt geworden sein müsste, um das alles zu erledigen, was ihm im Nachhinein angedichtet worden war. Niemand hörte dem Redner zu, und doch gab es am Ende ein warmherziges Klatschen, denn obwohl man im Grunde im Wettbewerb mit den anderen Anwesenden stand, so war der Druck weitaus geringer als in anderen Forschungsfeldern, sodass wir dem anderen genügend Raum einräumen konnten und es nur sehr selten zu echten fachlichen und späterhin körperlich-psychischen Scharmützeln kam – dafür waren andere Fachbereiche mehr als berücksichtigt.

In dieser monotonen Form verging der Tag, und normalerweise hätte mich im Vorfeld dieses Symposiums das Grauen ereilt, daran teilzunehmen, doch an diesem Tag dachte ich immer nur daran, dass ich nach dem Ende des Vortragsteils die Möglichkeit erhalten würde, mit meinem befreundeten Professor über die mysteriöse E-Mail zu sprechen. Doch es sollte ganz anders kommen, denn es war nicht mein Freund, sondern ein mir bisher nicht sehr geläufiger Doktor, sehr jung an Jahren und mit flachsblondem Haar, der mich irritierenderweise auf das Buch ansprach, sodass ich im ersten Moment glaubte, dass er vielleicht sogar der Absender der E-Mail sein konnte. Aber wie sich alsbald schon herausstellen sollte, hatte er diese E-Mail ebenfalls erhalten, doch auch bei ihm geschah Merkwürdiges, als er versuchte, diese E-Mail an den Drucker zu leiten, denn nicht nur sein Computer, sondern das gesamte Netz in seiner Universität brach zusammen, ganz so, als hätte jemand den Gesamtstecker für alle elektronischen Anlagen gezogen. Natürlich ahnte niemand, dass dieser Doktor mit dem Drucken der E-Mail der Auslöser war, und auch er selbst zweifelte noch daran, doch als ich ihm meine Geschichte erzählte, war sich mein Gegenüber umso sicherer, dass diese E-Mail mehr und mehr Zündstoff beinhaltete, als man sich allgemein von einer E-Mail zu denken vermochte. Warum er jedoch auf mich zukam und wusste, dass ich diese Nachricht auch erhalten hatte, war dem Umstand geschuldet, dass der Drucker den Druck der Nachricht noch begonnen hatte, und so konnte der junge Doktor im Header erkennen, dass ich neben ihm der zweite Empfänger der E-Mail gewesen war. Aber viel wichtiger – auch der Absender war erkennbar, und als ich ihm vorschlug, eine E-Mail an diese Absenderadresse zu schicken, meinte er nur lakonisch, dass wir das sein lassen sollten, da er sich das natürlich auch gedacht und einen weiteren Stromausfall auf dem Universitätsgelände ausgelöst hatte.

So verwirrte mich dieses kurze Gespräch, das darüber hinaus noch von einem mir sehr unsympathischen Professor unterbrochen wurde, so wenig gelang es mir, für einige kurze Momente mit meinem befreundeten Professor zusammenzukommen, um ihm von der schriftlichen und merkwürdigen Aufforderung nach dem Erwerb dieses Buches zu berichten. Somit verließen wir alle nach dem Ende des Smalltalks den Saal, zogen uns in ein nahes Hotel zurück, und zusammen mit einigen anderen ging ich an die Bar hinunter, trank eindeutig zu viel, und als ich nach einem langen Abend endlich im Bett lag, fielen mir die Augen fast augenblicklich zu.

Wie oft geschieht es, dass man im Traum die Augen aufschlägt und weiß, dass man träumt? Gleichwohl, nachdem ich eingeschlafen war, muss ich in der Traumwelt aufgewacht sein, denn ich lag nicht mehr in meinem angewärmten Hotelbett, sondern mit meinem Rücken auf einem knochenharten und leicht angefrorenen Waldboden, ohne dass mir die Kälte etwas auszumachen schien. Ganz im Gegenteil – sie beruhigte mich sogar so sehr, dass ich liegenblieb, obgleich sich über mir die Wolken am Himmel im faden Mondscheinlicht bewegten, ganz als wäre Geisterstunde. Und eben in dieser geistigen Verfassung geschah es, dass mich urplötzlich und ohne, dass ich etwas mitbekommen hätte, zwei knochige Hände packten, mich hochrissen und kaum, dass ich mich versah und mir der gewollte Schrei im Halse stecken blieb, sah ich in das schrecklich verzerrte Gesicht des Doktors, mit dem ich am Nachmittag auf dem Symposium gesprochen hatte. Wir verharrten in dieser Position und schwiegen uns gegenseitig an, als ein heftiger Wind aufkam, eine starke, warme Luft mit sich führende Böe, die seinen und meinen Kopf umspielte, und als der Mond das erste Mal hinter den Wolken hervortrat und ein direktes Licht auf uns beide warf, schien es mir, als würde ich in seine Seele blicken können – durch seine Augen hindurch, als wären sie aus Glas, und ich sah ein Grauen, das größer nicht sein und tiefer nicht in ihm stecken konnte, doch als der Mond wieder verschwand, verschwand auch mein Blick in sein Innerstes. Dieser Moment der höchsten Überspanntheit hatte mich von dem Wind abgelenkt, der weiterhin steif blies, und als ich genauer hinhörte, vermeinte ich ein Geräusch, eine Art Stimme im pfeifenden Wind auszumachen, ein weiterer Schrecken, der mich schauern ließ, doch je länger ich hinhörte, desto klarer wurde mir die Stimme, die nicht nur irgendwelche Schreie losließ, sondern tatsächliche Worte formulierte, und erst jetzt, nach all den Augenblicken, in denen ich dem Doktor gegenüberstand, entdeckte ich, dass nicht er, sondern er selbst, das heißt, sein Doppelgänger auf der Rückseite seines Kopfes nach mir schrie. In welcher sonderbaren Welt war ich gefangen?, durchdrang mich als Frage, und ich schaute mich um, doch je mehr ich mich umsah, desto mehr reagierte der Doktor und zwang meinen Blick zu sich, forderte die Unterhaltung, und als ich mich dazu entschied, ihn anzuschreien und mich von ihm loszureißen, ließ er mich erstaunlicherweise tatsächlich los. Ich warf meinen Körper herum und lief so schnell ich konnte, von diesem Platz fort, sah mich dabei ab und an um und erkannte, dass sich der Doktor nicht von seinem Ort bewegte, sondern mich

ziehen ließ. Ein wenig gewann ich die Ruhe in meinem Körper zurück, und so lief ich in dieser Traumwelt umher, ohne Ziel, Plan und Wissen von dem Ort, wo ich mich befand, und als ich verstand, dass ich, egal, wie weit und in welche Richtung ich laufen würde, am Ende immer wieder zum Doktor zurückgelangte, blieb ich stehen, verschnaufte, sah mich um und sackte ob der fehlenden Lösungsmöglichkeiten in mich zusammen. Auf den Knien sitzend blickte ich in den Himmel hinauf, suchte nach einer Erklärung, nach einem Ausweg, und kaum, dass ich glaubte, aus irgendeinem verborgenen Grunde meines Wesens den Mut ein wenig zurückgefunden zu haben, hörte ich ein Geräusch direkt hinter mir, schreckte auf und sah einen Mann in einem dunklen Mantel, den ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Dieser Mann kam auf mich zu, und ich vermochte es nicht, mich auch nur einen Millimeter zu bewegen; wie gebannt blickte ich auf ihn, denn in dem Augenblick, in dem er ins Licht trat und mich ansah, unter seinen Mantel griff und ein Buch hervorzog, ahnte ich, nein, wusste ich, dass nicht nur der Doktor, sondern auch ich in dieser Nacht den letzten Atemzug aushauchen würde.

Hoch über den Klippen von St. Kilda

Prolog

Als Iain McDumfries frühnachmittags nach der Schule über die Balnakyle Road in Inverness in Richtung seines elterlichen Zuhauses unterwegs war, dachte er darüber nach, was ihm sein Geschichtslehrer als Aufgabe für die nächste Woche gestellt hatte: das Zusammensuchen aller Informationen über die Insel St. Kilda. Noch wusste Iain weder, wo diese Insel mit dem vertrauten und dennoch so fremd klingenden Namen lag, noch zu welchem Land die Insel gehörte; und noch viel weniger wusste er von den Geschichten, die sich um diese Insel rankten und die er suchen und finden sollte.

Zu Hause trat er in den langen Flur des Hauses, schmiss seinen Rucksack in die Ecke, ging in die Küche und sah, wie seine Mutter das Essen zubereitete, streifte zum Kühlschrank, erhielt einen Tadel, weil er vor dem Mittagessen nichts mehr naschen sollte, und verließ die Küche wieder, um im Wohnzimmer in den dickbändigen, aus wohlriechendem Leder eingefassten Lexika nach St. Kilda zu suchen. Doch da stand kaum etwas drin, außer dass die Insel zu Schottland gehörte und mit ihren Nebeninseln die westlichsten Inseln der Äußeren Hebriden bildete. Insgesamt zählten zu St. Kilda sieben Inseln, wobei Hirta die Hauptinsel war. Der einzige interessante, weil vollkommen unerwartete Teil im kurzen Lexikoneintrag war, dass die Insel seit den 1930er Jahren unbewohnt war.

Nun konnte sich Iain kaum vorstellen, warum sein Geschichtslehrer ausgerechnet wollte, dass er sich diese Insel genauer anschauen sollte, wo es doch so viele interessante Inseln in Schottland gab.

Allein vom Starren auf die Buchstaben erfuhr Iain nicht mehr, und so entschied er sich, nach weiteren Einträgen in anderen Büchern zu suchen, doch obwohl er einige Wälzer sichtete, fand er keinen weiteren Eintrag über diese Insel.

Auch seine Mutter und sein am Abend von der Arbeit heimkommender Vater wussten kaum mehr als den Namen der Insel, doch als sein Vater am Tisch saß und die ersten Bissen des abendlichen Mahles zu sich genommen hatte, hielt er plötzlich in seiner Bewegung ein, sah zu seinem Sohn herüber und sagte ihm, dass er sich dunkel daran erinnern konnte, dass ihm sein Vater, Iains Großvater Thomas, vor Jahrzehnten, in seiner eigenen Jugend einmal eine Geschichte von St. Kilda erzählt habe, aber ohne dass er jetzt noch Genaueres davon wüsste. Es müsse wohl auf seinen Reisen gewesen sein, erklärte Iains Vater, und sein Sohn erinnerte sich daran, dass sein Großvater früher einmal zur See gefahren und dabei auf den europäischen Meeren zu Hause gewesen war.

Nach dem Essen wollte Iain direkt zu seinem Großvater, der nur ein paar Straßen weiter wohnte, doch zunächst musste er seiner Mutter versprechen, dass er außer dieser Hausaufgabe keine andere aufgegeben bekommen hatte. Seine Jacke und seine Schuhe anziehend, stürmte er nach draußen, wurde vom einsetzenden, in Inverness nicht seltenen Sturmwind begrüßt und kämpfte sich mit gesenktem Kopf gegen die mit Regentropfen getränkten Winde zum Haus seines Großvaters.

Thomas erwartete seinen Enkel bereits, denn seine Schwiegertochter hatte den Großvater telefonisch über Iains Kommen vorgewarnt, und als der Junge durch die Türe ins Haus trat, bekam er sogleich ein Handtuch hingehalten, um mit diesem im Tausch gegen seine platschnasse Jacke seine Haare trocken zu rubbeln.

»Eleanor hat mir erzählt, dass du mich etwas über irgendeine Insel fragen willst!«, sagte der Großvater im Plauderton, als er seinem Enkel durch die nassen Haare fuhr. »Um welche Insel geht es denn?«

»Um St. Kilda! Ich muss eine Arbeit für die Schule schreiben, und Ma und Pa meinten, dass du etwas über die Insel wüsstest«, antwortete Iain, ohne die folgende Reaktion des Großvaters zu erwarten.

»Nein! Da müssen sich deine Eltern getäuscht haben! Dazu kann ich dir wohl nichts sagen!«, sagte Thomas mit einem Mal streng, zog seine Hand aus dem Haar seines Enkels zurück, nahm die Jacke von der Wand und wollte diese dem Enkel schon wieder hinhalten, als er merkte, dass diese vor Nässe auf den Boden tropfte. Umgehend hängte er sie wieder auf den Kleiderhaken, warf das halbnahe Handtuch darunter, streifte den verwirrten Blick seines Enkels, ehe er sich wortlos umdrehte und ins Wohnzimmer verschwand.

Als Iain langsam hinter seinem Großvater ins Wohnzimmer ging, sah er, wie im Kamin ein warmes Feuer prasselte und zwei Tassen mit starkem Schwarztee standen. Sein Großvater hatte sich inzwischen in seinen Sessel gesetzt, der so stand, dass er ins Feuer blicken konnte.

»Es tut mir leid, wenn ich...«, begann Iain unsicher, da er nicht wusste, was er getan hatte, um diese Reaktion seines Großvaters auszulösen.

»Du kannst nichts dafür, Iain!«, versuchte der Großvater eine Entschuldigung – etwas, was er nur sehr schlecht vermochte. Umso schwerer fiel es ihm, nicht nur eine Entschuldigung vorzubringen, sondern zugleich dem Sturm seiner Erinnerungen Herr zu werden, den das Aussprechen des Namens St. Kilda in ihm ausgelöst hatte.

Indem sich Iain einen Stuhl vom anderen Ende des Zimmers herbeiholte und neben dem Sessel des Großvaters stellte, starrten beide ins Feuer, sahen dem Funkenspiel zu, dem Flackern der Flammen, in denen sich vielerlei Figuren zeigten – wenn man nur genau hinsah.

»Weißt du, Iain«, begann Thomas nach einigen Minuten des gegenseitigen Schweigens, »das Leben hat es zumeist gut mit mir gemeint. Dein Vater, deine Mutter, deine Großmutter – alles gute Menschen. Dann du und... Aber es hätte auch alles anders kommen können. Wenn damals auf St. Kilda... ich meine, wenn es damals anders verlaufen wäre, dann...«

»Dann?«, fragte Iain und spürte die heftigen Bewegungen im Körper seines Großvaters, der Erinnerung um Erinnerung von Neuem zu durchleben schien, und als Thomas seine Stimme anhub, um seinem Enkel von den Erlebnissen rund um die Insel St. Kilda zu erzählen, wirkte es auf Iain, als wäre das nicht sein sonst so stark und bärig wirkender Großvater, der zu ihm sprach, sondern jemand anders, ein in Teilen Unbekannter, einer, der eine Geschichte aus einer ganz anderen Zeit von einem anderen Ort erzählt. Nicht von hier, nicht aus dem Jetzt.

I

Es war das Jahr eines langen, schönen Sommers, in dem ich in vielen Häfen viele nette Mädchen kennen und lieben gelernt hatte. Der Krieg war seit acht Jahren Geschichte, und so langsam erholte sich alles: die Städte, die Wirtschaft, das Leben der Menschen. Ich hatte mich nach der Schulzeit, die nur bis zu meinem vierzehnten Lebensjahr andauerte, auf einem Fährschiff zur See gemeldet und fuhr die nächsten Jahre zwischen Inverness und Aberdeen hin und her; dabei transportierten wir diejenigen Reisenden, die nicht durch die Highlands oder an der Küste entlang reisen wollten, doch als sich immer mehr das Auto durchsetzte, kamen auch die Lastkraftwagen und lösten einen wahren Straßenbauboom aus. Somit wurde der Fährdienst eingestellt, und ich kam auf ein Kohlenschiff, das überall in Europa Kohle abholte und sie irgendwo hinbrachte. Dabei spielte es kaum eine Rolle, wo ich war, denn zumeist waren wir auf dem Meer, und das war auch gut so – zumindest in jenen Jahren.

So kam es dann, dass wir eines Tages in Liverpool eine Ladung Kohle aufgenommen hatten und diese nach Stavanger in Norwegen bringen wollten, doch die Entscheidung des Kapitäns gegen den Ärmelkanal und für die Fahrt über die Äußeren Hebriden und an den Orkney-Inseln vorbei

sollte nicht nur mein Leben, sondern das Leben eines jeden an Bord verändern. Wir legten in Liverpool an einem sonnigen Spätherbsttag ab, und die Irische See machte es uns zunächst leicht, nach Norden zu fahren. Wir ließen die Isle of Man links an uns vorbeiziehen, schwenkten weiter nach links, um durch den Nordkanal zwischen Irland und Schottland hinauf an der schottischen Küste entlang zu den Hebriden zu fahren. Doch kaum, dass wir die Küste von Tiree aus dem Blick verloren und auf die offene See zusteuerten, veränderte sich die Wetterlage von dem einen auf den anderen Moment. Später hörte ich, dass dieser Sturm, der an diesem Tag wie aus dem Nichts aufzog, das Leben auf den Inseln völlig zum Stillstand brachte, auch weil er jede Stromleitung kappte, der er habhaft werden konnte.

Durch die Beladung mit Kohle lag unser Schiff zwar sehr tief und die Wasseroberkante war bei ruhiger See an manchen Stellen des Schiffes fast mit der Hand erreichbar, doch eine gut verstaute Ladung ist auch immer eine Sicherheit, wenn die See beginnt, ungemütlich zu werden. Und das wurde sie; es schien, als ob die See sich zum Ziel gesetzt hatte, jeden zur See Fahrenden für immer mitsamt seinem Schiff auslöschen zu wollen. Keiner aus unserer Mannschaft konnte bei diesem Seegang das Ruder halten, und so gab der Kapitän das Ruder frei und die Mannschaft legte er in die Hand des Schicksals. In welche Richtung wir schlingerten, konnten wir kaum sagen, und mehr als zwei Tage irrten wir durch die hohe See, versuchten ein um das andere Mal, die Kontrolle über das steuerlose Schiff zurückzugewinnen, aber jedes Mal wurden wir aufs Neue von einem Fallwind oder einer hohen Welle daran erinnert, wer die Macht über uns hatte. Bei diesen keineswegs ungefährlichen Manövern verloren wir zwei Matrosen, wobei die Besatzung auf einem Kohlenschiff in jener Zeit kaum mehr als zwei Dutzend Köpfe betrug. Mit jeder helfenden Hand, die über Bord ging, mussten wir länger und härter arbeiten, was uns unsere bereits angegriffene Kraft weiter aussaugte.

Dann kam der Nebel, und ich meine nicht einen Nebel, wie wir ihn hier in Inverness kennen, sondern einen so dichten Nebel, dass ich selbst dann meine Hand nicht vor Augen sah, als ich diese direkt vor sie hielt. Ich hatte noch nie eine solche dichte Wand vorher gesehen und sollte sie auch nie mehr danach sehen, und die Angst stieg an Bord, dass wir im Nebel unbemerkt auf ein Riff oder eine Klippe laufen könnten, denn trotz dessen, dass wir uns auf offener See befanden, wussten wir dennoch, dass die verschiedenen Inseln nicht sehr weit entfernt waren. Jeder Schlag, jede Welle, jede größere Bewegung wurde nun zu einem Schicksalsmoment, und ich kann mich nicht daran erinnern, jemals wieder so viele Stoßgebete wie in diesen Momenten zum Himmel gesendet zu haben.

Der Wind hatte sich mit dem Aufkommen des Nebels gelegt, doch irgendetwas stimmte trotzdem mit der Luft nicht, denn man hatte stets das Gefühl, dass eine besondere Spannung in der Luft lag. Und dann geschah es: von dem einen auf den anderen Moment brannte unser gesamtes Schiff

lichterloh! Wieso es auf einmal brannte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, und auch wenn ich später an die seltsam mit Spannung aufgeladene Luft dachte, so kann ich mir bis heute nicht sicher sein, was der wahre Auslöser gewesen ist.

Ungeachtet dessen befand ich mich also auf einem Kohlenschiff, das Feuer gefangen hatte und drohte, in einem riesigen Feuerherd die gesamte Fracht zu entzünden. Wir mussten schnell reagieren, und da es keinen Sinn machte, ein Boot zu Wasser zu lassen – wenn wir es denn überhaupt geschafft hätten –, entschieden wir uns, direkt ins Wasser zu springen, ohne zu wissen, wo wir uns nach dem Sturm auf See befanden oder wie weit es bis zur nächsten, rettenden Insel war.

Wir sprangen ins eiskalte Nass und schwammen vom Flammenherd weg, sahen, wie das Brennen im Nebel verschwand, und nach kurzer Zeit fragte ich mich, wie viele der anderen Matrosen noch um mich herum schwammen. Ich schrie, so laut ich konnte, doch nur ein einziger antwortete: Tom, ein junger Matrose, noch drei Jahre jünger als ich, aber schon länger auf See, da sein Vater ein inzwischen verstorbener Kapitän auf einem Fischkutter gewesen war. Tom schwamm auf mich zu, und als ich ihn im Wasser zu sehen bekam, verschwand mit einem Mal meine Angst, denn ich wusste, dass, wenn ich hier auf offener See sterben müsste, ich wenigstens nicht alleine wäre.

Die Kälte des Wassers zog mit jedem Moment tiefer in meine Muskeln und Knochen, und selbst das Schwimmen hielt diese nicht davon ab, wie Feuer in meinem Körper zu brennen. Tom und ich hatten uns entschieden, einfach in irgendeine Richtung zu schwimmen, ohne Hoffnung, aber mit dem guten Gefühl, wenigstens nicht das Leben aufgegeben zu haben, und so schwammen wir durch den Nebel, hielten uns erstaunlich lange über Wasser, und als sich der Nebel zu lichten begann, war ich schon so müde, dass ich jeden Augenblick freiwillig untergehen wollte.

Aber wie es manchmal so ist im Leben – kaum, dass ich mit meinem Leben Frieden geschlossen hatte, tauchten in dem blasser werdenden Nebel plötzlich die Umrisse von Klippen auf, und als auch Tom diese Umrisse sah, ahnte ich, dass es keine Fata Morgana kurz vor dem Kältetod im Wasser war. Mit letzter Kraft schwammen wir in diese Richtung und wahrscheinlich hätten wir diese Insel niemals erreicht, wenn wir nicht das riesige Glück gehabt hätten, genau dort auf die Insel zu treffen, wo diese eine natürliche Bucht besaß. Ohne es zu wissen, waren wir auf St. Kilda gelandet, und als wir kaum noch mit Kräften im Körper an Land gingen, fielen wir auf den steinigen Boden und schliefen sogleich ein. Was wir ebenfalls nicht wissen konnten und was uns ebenso das Leben rettete, war die Tatsache, dass wir bei Flut an Land gekrochen waren, denn wenn wir dies bei Ebbe getan hätten, wären wir zwangsläufig im Schlaf ertrunken, denn an manchen Stellen kann die Flut den Meeresspiegel um mehr als fünf Meter anheben – und dass wir in unserem friedlichen, beinahe todesähnlichen Schlaf durch ein ansteigendes Wasser geweckt worden wären, mag ich ernsthaft bezweifeln.

Wie lange wir dort an dem Strand lagen, wussten wir beide nicht, doch wir wachten in etwa zur selben Zeit auf. Mein Gesicht brannte wie der Rest des Körpers, als wäre es vom Feuer verzehrt worden, und als ich durch mein Gesicht fuhr, spürte ich eine Art Schleim auf meiner Haut, eine kalte, leicht klebrige Masse, von der ich zunächst dachte, dass es mein eigener Schweiß sei.

Unsicher auf den Beinen standen wir an dem kieseligen Strand, den man kaum so nennen mochte, und schauten aufs Meer hinaus, einerseits um zu sehen, ob wir das Wrack des Schiffes irgendwo entdeckten, und andererseits, ob wir noch irgendwo Matrosen fanden, die ebenfalls auf der Insel gelandet oder noch auf dem Meer waren. Doch keine einzige andere Menschenseele außer Tom und mir war weit und breit zu sehen, und als wir uns umdrehten und die uns unbekannte Insel näher in Beschau nahmen, ahnten wir noch nicht, dass es sich um St. Kilda handelte, eine Insel, die mehrere Jahrzehnte zuvor von den letzten Bewohnern verlassen worden war.

Wir gingen ein paar Meter bergan, kämpften uns die nur mit einem hauchdünnen Sandüberzug bedeckte Düne hoch, und da unsere Kräfte beim Schwimmen fast vollständig aufgebraucht worden waren, mussten wir selbst bei diesem kleinen Anstieg mehrere Pausen einlegen. Als wir endlich die Dünung hinaufgeklettert waren und den weit ausgebreiteten, in einem leichten Halbkreis angeordneten sanften Anstieg vor uns sahen, der im Sonnenlicht des Tages grasgrün leuchtete, erschrak ich bis ins Mark, denn alles, was wir sahen, waren verfallene Häuser und Mauern, Gebäude aus Stein, die bereits auf den ersten Blick unbewohnt und die meisten einsturzbedroht waren, ein Ort, der im Gesamten einer Geisterstadt glich. Wir fragten uns sogleich, wohin die Menschen verschwunden waren, denn es schien, als wäre dieser Ort einmal bewohnt gewesen, ehe man von dem einen auf den anderen Tag einfach gegangen wäre. Wie bei einer der großen Völkerwanderungen in der Geschichte, von denen ich damals auf dem Meer gehört hatte – weise Geschichten alter Männer, die viel mehr über die Welt wussten als ich, der Jungspund – und auch Tom, der neben mir stand, vermochte kaum etwas Sinnvolles über die Lippen zu bringen.

»Glaubst du, dass wir hier etwas zu essen finden werden?«, fragte ich Tom, ohne diesen anzublicken, denn ich konnte meinen Blick einfach nicht von den verlassenem Häusern abwenden, die in einer fast gleichförmig zum Strand verlaufenden Linie, etwas erhöht, darauf zu warten schienen, dass irgendwer zu ihnen zurückkam.

»Eher nicht!«, sagte Tom, und er war der erste, der seine Lethargie überwand und ein paar Schritte in Richtung der Häuser unternahm.

Ich brauchte noch etwas länger, sammelte dann aber doch meine restliche verbliebene Energie und setzte nun einen Fuß vor den anderen und machte mich auf, Tom auf dem Weg zu den Gebäuden einzuholen. Als wir diese gemeinsam erreichten, gingen wir von Haus zu Haus und suchten nach einem Zeichen, dass hier Menschen lebten, doch wir fanden nichts. So langsam wurde uns bewusst,

dass dies tatsächlich ein Geisterort war, und als Tom mich ansah und ich merkte, wie aschfahl er im Gesicht war, ahnte ich, was er sagen würde.

»Wenn wir auf einer gottverdammten Insel sind«, presste er zwischen seinen Lippen hervor, »dann sind wir vielleicht die einzigen hier!«

Ich wusste, dass er mit seiner Vermutung recht haben konnte, wollte es aber nicht einsehen; um mich von diesem schrecklichen Gedanken abzulenken, sah ich umher, suchte nach einem Lebenszeichen, doch alles, was ich zu Gesicht bekam, war der spätnachmittägliche Nebel, der sich langsam um die Bergspitze legte, beinahe sanft seine zur Krone gebildeten Wölbungen um den Gipfel schmiegte und diesen unseren Blicken entzog. In diesem Augenblick ahnte ich bereits, dass wir keinesfalls gerettet waren, sondern unser Tod nur qualvoll in die Länge gezogen worden war.

Als wir verstanden, dass wir in dieser verlassen Siedlung nichts finden würden, überdachten wir unsere Situation, meinten, dass es uns kaum gelingen würde, mit den wenigen Kräften, die uns noch verblieben waren, den Berg hinaufzuklettern, sodass wir uns jenes Haus aussuchten, das am wenigsten zerfallen schien, und waren fast schon glücklich damit, endlich einmal aus dem scharfen Wind zu sein, der inzwischen wieder aufgezogen war. Zudem wurde es langsam dunkel, und ob man nun alleine auf weiter See war oder nicht – die Dunkelheit ist immer auf ihre Art und Weise bedrohlich.

Kaum, dass wir uns auf den kalten Steinboden gelegt hatten, kam der Hunger, aber vor allem der Durst. Wie lange wir bereits ohne die Zufuhr von Nahrung waren, wussten wir nicht, doch Tom und ich kamen überein, dass wir wenigstens etwas zu trinken finden mussten, wenn wir schon keine feste Nahrung fanden. Somit kämpften wir uns zurück in den Stand, hielten uns so lange an dem inneren Gemäuer fest, bis wir sicher standen, und traten in den Wind zurück nach draußen.

Ogleich es zu dämmern begonnen hatte, sahen wir umgehend den kleinen Bachlauf, den wir eben noch völlig übersehen hatten. So schnell uns die Beine trugen, liefen wir zum Bach, fielen auf die Knie, bückten uns in den vom Rinnsal in den Stein gefrästen Bachlauf hinunter, ignorierten die Schmerzen und tranken vom kühlen Wasser, das uns zwar augenblicklich belebte, aber auch in unserem Innern brannte, als wäre das Wasser mit kleinen Eisnadeln gespickt.

Den Durst durch diese Tortur gestillt, spürten wir, wie ein wenig die Kraft in unseren Körper zurückgelangte, doch aufgrund der schnell heraufziehenden Dunkelheit wollten wir es nicht riskieren, den Berg hinaufzuwandern, insbesondere, weil wir meinten, dass unser Tritt nicht sicher genug dafür wäre. Aber nach dem Durst blieb weiterhin der Hunger, aber auch das Verlangen nach Wärme zurück, und als wir nach einer möglichen Feuerquelle suchten, fiel uns zum ersten Mal auf, dass außer Gras keinerlei Pflanzen in dieser Bucht und auf den ansteigenden Hügelwiesen wuchsen, sodass wir nun wussten, dass diese Nacht die vielleicht kälteste unseres gesamten Lebens werden würde. Wir überlegten hin und her, suchten nach einer Lösung, fragten uns, wie die Bewohner, die

es zwangsläufig irgendwann einmal gegeben haben musste, ohne die Möglichkeit eines Holzvorrates überlebt haben, und fanden die Vermutung, dass sie die fehlenden Brennvorräte mit dem Tran der gefangenen Fische ersetzt haben, durchaus im Bereich des Möglichen. Aber was war der Grund dafür, dass sie die Siedlung verlassen hatten? Diese Frage war es, die uns beiden im Kopf herumschlich, und je länger wir uns das fragten, desto wirrer wurden die Phantasien, die von einem Angriff einer fremden Macht bis zum Hinwegsterben durch eine grassierende Krankheitswelle reichten. Selbst die Möglichkeit einer Flutwelle, die sich in die Bucht gedrückt und alle Einwohner mit aufs Meer hinausgezogen hatte, kam uns in den Sinn, und erneut wurde uns bewusst, dass wir nichts, aber auch rein gar nichts wussten – außer, dass wir am Leben waren. Was aus den anderen Matrosen auf dem Kohleschiff und dem Kapitän geworden war, wussten wir ebenso wenig, auch wenn die Vermutung ziemlich nahelag, dass keiner von ihnen den Brand und das Kentern des Schiffes überlebt hatte.

Da uns keine bessere Idee einfiel, nahmen wir noch einen letzten Schluck und gingen zurück zu dem Haus, das den besten und stabilsten Eindruck machte, und indem wir uns auf den kalten Boden legten, kam mir der Gedanke, ob es nicht besser wäre, wenn wir draußen auf den Wiesen schlafen sollten, doch dann vernahm ich das tiefe Schnarchen meines Freundes und fiel beinahe gleichzeitig in einen ungemütlichen Schlaf.

II

Ich erwachte, weil ich etwas roch, das bestialisch stank. Indem ich die Augen öffnete, erschrak ich derart, dass mein Hals gegen die scharfen Eckzähne eines Tiers prallte, und der direkt darauf folgende Schmerz ließ mich erstarren. Das Tier – es schien eine Art Wolf oder Hund zu sein – hatte meinen Hals mit seinem Maul umschlossen und musste nur noch zubeißen, um mir mein Leben zu nehmen. Doch für den Moment wirkte es, als wäre sich das Tier unschlüssig, und ich überlegte, ob ich Tom rufen sollte, als in einem besonderen Moment der Stille die Strahlen des hellen Mondes am Himmel in das Haus hineinfelen, und ich bemerkte, dass auch Toms Hals in dem Maul eines Ungeheuers steckte. In dem Haus befanden sich nach meiner Einschätzung noch weitere Wesen, und sie schienen nach etwas zu suchen, während uns die beiden anderen in Schach hielten. Da wir aufgrund des Seeunglücks nichts dabei hatten außer das, was wir an unserem Leib trugen, suchten die Wesen vergebens und gingen alsbald über, an unseren Körpern entlang zu schnüffeln. Wonach sie suchten, konnte ich mir kaum ausmalen, doch als sie nichts gefunden hatten, waren die anderen mit einem Mal verschwunden, und ich bemerkte, dass nur noch wir beide und unsere beiden Gegner in der Hütte waren. Ich sah zu Tom hinüber und versuchte ihm anzudeuten, dass wir etwas gegen diese Gefangennahme unternehmen sollten, doch er konnte mich in seinem Rücken nicht ausmachen, sodass ich mir überlegte, wie ich meinen Gegner loswerden

konnte, ohne das Leben meines Freundes zu riskieren. Doch dann war urplötzlich und wie aus heiterem Himmel der Spuk vorbei und die wolfsähnlichen Gestalten waren verschwunden. Allein ihren widerlichen Gestank hatten sie zurückgelassen, und kaum, dass ich mich aufsetzen und meinen Hals nach Wunden überprüfen konnte, sah ich, wie auch Tom sich aufsetzte und mit einem fragenden Blick zu mir herüberschaute. Langsam versuchte ich, mich aufzustellen, schlich auf Zehenspitzen zum Fenster, in das soeben der volle Mondschein hineingefallen war, und suchte nach den Wesen, die eben noch unser Leben bedroht hatten, aber nirgends zu sehen waren.

Zusammen traten wir vorsichtig und uns nach allen Seiten umschauend nach draußen, vor das Haus, und spürten die Frische und den salzigen Geruch der nächtlichen Meeresluft, die an uns vorbeizog. Der Schrecken nach dem Aufwachen saß immer noch so tief, dass ich kaum spürte, wie kalt es eigentlich draußen an der frischen Luft war, und als ich meinen Blick Richtung Berg wandte, bemerkte ich, dass der Nebel verschwunden war und der Mond direkt über dem Gipfel des Hügels zu thronen schien. Just in diesem Augenblick, als ich meinen Blick zum Gipfel hob, sah ich sie erneut, diese Gestalten, wie sie Wölfen gleich im Rudel ihre Schnauze in den Himmel reckten und das grausamste Heulen anstießen, das ich jemals in meinem Leben hören musste. Mein Puls pochte durch meine Adern, und das Blut schien dabei zu gefrieren; es war, als ob ich den Verstand verloren hätte, nur wusste ich, was ich sah, und ich konnte mir sicher sein, dass ich wach war und nicht schlafend in dem Haus lag.

Dann endete das Geheul, und die Wesen verschwanden vom Gipfel des Berges, und als wir zurück in das Haus gingen und uns kurz überlegten, wie wir uns gegen einen weiteren Einfall der Tiere wappnen konnten, erkannten wir, dass uns keine andere Möglichkeit als die Hoffnung blieb, dass die wolfsähnlichen Tiere diese Nacht nicht mehr zurückkommen würden, da sie auf ihrer nächtlichen Wanderung gemerkt hatten, dass wir nichts für sie mit uns führten.

Trotz des großen Schocks und entgegen der Vermutung, dass die Kälte des Bodens uns für den Rest der Nacht wach hielt, übermannte uns die Müdigkeit erneut, und als ich vor Angst zitternd einschlief, sollte es bis zum Morgen dauern, ehe ich von den Sonnenstrahlen geweckt aufwachte und erschrocken feststellte, dass ich noch lebte. Nie werde ich diesen Gedanken in meinem ganzen Leben vergessen – den Gedanken daran, dass ich mich eher tot als lebendig wähnte, eher aus dem Leben geschieden als vor der Herausforderung stehend, gegen den drohenden Tod mit aller Macht anzukämpfen.

III

Aber die Frage nach dem Tod oder dem Leben war nicht die einzige, die durch meinen Kopf schoss. Was macht der Mensch, wenn er Hunger leidet und keine Aussicht auf Erfolg bei der Suche nach irgendwelcher Nahrung hat? Zumeist beginnt er mit einfachen, aber durchführbaren Ideen,

die ihm jedoch viel zu widerlich erscheinen, die er aber im Laufe der Zeit ausprobieren wird. Eine der vielen Möglichkeiten dieser Art ist das Kauen von Leder, wovon wir jedoch kaum etwas, außer unseren Stiefeln, an unserem Leib hatten, und die schienen wir noch zu brauchen, wenn wir über den gerölligen Untergrund der Bucht marschieren wollten, solange wir noch die Kraft dazu besaßen. Nach den einfachen Ideen folgen jene, die durchaus einen Sinn ergeben, aber nur im größeren Kontext, denn allein der Gedanke daran lässt den Menschen derart vor sich selbst erschauern, dass er Angst bekommt, dass ein anderer auf dieselbe Idee käme, wenn der Ideenhabende sie frühzeitig und ohne absolute Not äußerte. Ein Beispiel für eine solche Idee wäre der in einer Notsituation verübte Kannibalismus, doch daran wollte und konnte ich keinen weiteren Gedanken verschwenden, sodass ich hoffte, irgendwann eine Idee zu erhalten, die gleichzeitig sinnvoll und ohne große menschliche Opfer gangbar erschien. In der Zwischenzeit gingen wir zu dem Bachlauf, erfrischten unseren Geist und schwiegen über die nächtlichen Vorfälle, ebenso wie wir über unsere Lage schwiegen. Ich glaube, und auch wenn ich diesen Umstand bis heute vergessen oder besser gesagt verdrängt habe, so bin ich der festen Überzeugung, dass wir in diesem Moment, an diesem Morgen auf der Insel, ahnten, dass wir diese Insel niemals lebend verlassen würden.

Wobei noch nicht klar war, dass es überhaupt eine Insel war, denn nach dem Sturm und dem durch ihn hervorgerufenen Verlust der Koordination auf dem Meer konnten wir uns keineswegs auf irgendeiner uns bekannten Landmasse verorten, sodass wir uns ebenfalls darüber im Klaren waren, dass wir auf den Berg im weiteren Anstieg der Bucht klettern mussten, um diesen Umstand ein für alle Mal zu klären. Ohne eine Entschuldigung für eine Verzögerung zu kennen, gingen wir einfach los und überwandten die ersten Höhenmeter, als wären wir bei voller Kraft. Während mein Blick auf den kargen Boden gerichtet war, wo ich nach etwas Essbarem suchte, fragte ich mich mit einem Mal, ob man die Gräser, die in nur sehr geringer Variation sprossen und sich dem steten Wind mit großem Widerstand beugten, essen konnte. Ich ließ mich auf die Knie nieder, packte ein ganzes Büschel mit meiner Hand, rupfte die Halme aus dem Boden und wollte sie einem Wiederkäuer gleich in meinen Mund schieben, als sich Tom umdrehte und mir mit seinem eisigen und entschlossenen Blick und einer eisigen Stimme mitteilte, dass er es nicht richtig fände, wenn ich dieses unnötige Risiko einginge – zumindest nicht in diesem Augenblick, wo doch noch nicht ganz geklärt war, welches Schicksal uns beide ereilt hatte.

Somit stand ich auf, klopfte den wenigen, feinstaubigen Dreck von den Knien meiner Hose, streckte meinen Rücken, legte die Hände in die Seiten, drückte weiter durch und fühlte plötzlich eine Müdigkeit in mir, die mich beinahe dazu verleitet hätte, mich auf den Boden zu setzen, um dort friedlich einzuschlafen – vielleicht für immer. Doch Tom wollte weiter, packte mich am Arm und zog mich wenig freundlich nach oben; der Schmerz, der durch meinen gepackten und

umschlossenen Arm schoss, weckte erneut meine Lebensgeister, und bis knapp über die Mitte des Anstiegs lief unser Erklettern ohne weitere Zwischenfälle.

Dann sah ich den großen Vogel, ehe auch Tom ihn zu sehen bekam, und wir schauten diesem nach, wie er am für uns sichtbaren Ende der Landmasse niederging, um auf einem steinigen Felsenstück zu landen, und kaum, dass er beide Beine auf dem Boden hatte und majestätisch, mit der Sonne im Rücken, im Schein derselben glänzte, wussten Tom und ich, dass, wenn es Raubvögel irgendwo auf der Insel gab, es auch dementsprechende Nahrung geben musste.

Mit neuem Mut stapften wir weiter den Berg hinauf und je länger wir unterwegs waren, desto mehr wurde mir klar, dass ich weitaus besser von meiner Konstitution dran war als mein Freund, den ich nun im letzten Viertel zuweilen stützen und nicht selten anfauchen musste, dass er auch ja weiter den Berg hinaufginge.

Als wir nach oben gelangten, zum Ende des Anstieges, war unsere Überraschung groß, obwohl ich bereits vermutet hatte, dass wir auf einer Insel waren, denn wir konnten von dem flachen Plateau oben auf dem Berg rundherum das weite, graublau Meer des Atlantiks sehen, unfassbar groß. Da wir nun wussten, dass eine Hilfe – wenn nicht von dieser Insel ausgehend – nicht einfach so vorbeikommen würde, schien sich unsere Überlebenschance dramatisch gegen Null gewendet zu haben. Gerade die verlassen und verfallenen Häuser in der Bucht machten nicht den Anschein, als ob sich noch irgendeine Menschenseele auf diesem Eiland befand. Wir suchten in alle Richtungen und ließen auch den Blick über jene Stellen wandern, an denen wir einen der vielen Raubvögel auf Felsen sitzen sahen, dort, wo wir Nahrung vermuteten, diese aber nicht zu sehen vermochten. Auf welcher Insel waren wir gelandet? Diese Frage stellten wir uns beide unentwegt, und da wir beide St. Kilda niemals angelaufen waren – warum auch, ohne Hafen!? –, hatten wir auch kein Bild von der Insel, auf der wir uns in diesem Moment befanden, und die drohte, zu unserem Grab zu werden.

Es schien, dass wir nahezu auf dem Mittelpunkt der Insel standen, denn außer dieser Bucht, aus der wir aufgestiegen waren, gab es noch einen Bergkamm, auf dem wir standen, der zu der anderen Seite ebenfalls abfiel, ohne allerdings in eine Bucht zu münden, die vom Meer aus zu erreichen war. Eine weitere Insel, die kaum mehr als eine Erhebung war und ohne Verbindung zu diesem Stück Land, auf dem wir uns befanden, ragte nur wenige Meter entfernt aus dem Wasser hervor, doch auch auf dieser schien sich kein Leben abzuspielden. Als Letztes blieb von der Insel noch zu berichten, dass sie am anderen Ende einen schmalen Ausläufer ins Meer besaß, auf dem jedoch kaum mehr als Flechten und Moos wuchs.

»Wo meinst du, halten sich die Wölfe versteckt?«, fragte Tom mit einem Mal, ohne dass wir bisher über die nächtlichen Ereignisse gesprochen hatten.

»Ich weiß es nicht!«, gab ich zurück und spürte neben der Beklemmung der Insel nun auch die Beklemmung dieser nächtlichen Erscheinungen.

»Vielleicht gibt es irgendwo Höhlen!«, meinte Tom, und wir beide hielten Ausschau nach vermeintlichen Formationen im Stein, doch an nur wenigen Stellen ließen sich derartige Strukturen erahnen – wobei uns bewusst war, dass wir von dieser Position zwar die ganze Insel überblicken, aber auch nicht jeden Teil einsehen konnten.

»Aber was fressen die, wenn nicht uns?«, fragte ich mich, und als mich Tom ernsthaft anblickte, wusste ich nicht mehr, ob ich diese Frage nicht vielleicht sogar in Gedanken laut ausgesprochen hatte. Doch Tom antwortete nicht und blickte wieder suchend über die Insel, während meine wenigen Hoffnungen, die ich an dieses Ersteigen des Gipfels geknüpft hatte, nun vollständig verschwunden waren.

Das Meer um die Insel hatte sich inzwischen wieder vollständig beruhigt, und Tom schien den Horizont nach irgendwelchen Schiffen abzusuchen, in der Hoffnung, dass irgendwer vorbeikam, um uns von diesem nackten Felsen, der nur an einigen Stellen ein wenig begrünt war, zu retten.

»Nicht mal ein ordentliches Signalf Feuer kann man hier machen!«, sagte er, und ich bemerkte an seiner Stimme, dass er seine Hoffnungen noch nicht ganz aufgegeben hatte. Ich jedoch, für meinen Teil, setzte mich auf den Boden der Erhebung, wandte mein Gesicht von der Sonne ab und starrte auf das weite Wasser hinaus, ohne überhaupt zu wissen, wo wir uns befanden und ob aus dieser Richtung überhaupt Hilfe zu erwarten war.

Während Tom ein wenig umherging und sich einige Stellen auf der Insel etwas genauer ansah, blieb ich sitzen, starrte geradeaus und fragte mich, aus welchem Grund jemals Menschen auf diesem Eiland gelebt hatten und wie sie überleben konnten – so ganz ohne Holz und einer ausgeprägten Landwirtschaft, denn ich konnte mir kaum vorstellen, dass der Boden allzu viel für die Menschen bereithielt.

Vielleicht war es einmal eine Strafkolonie gewesen, malte ich mir aus, oder ein Experiment von irgendwelchen Verrückten, die sich wünschten, so weit wie nur möglich von der normalen Gesellschaft entfernt zu leben. Was, wenn sie alle hier gestorben sind? Was, wenn die Menschen nicht geflohen sind, sondern wie bereits ausgemalt von einer Sturmflut überrascht wurden und...

»Ich denke«, begann mit einem Mal Tom in meinem Rücken, und ich zuckte zusammen, weil ich mit meinen Gedanken an einem völlig anderen Ort gewesen war, »dass wir uns auf die Suche nach etwas Essbarem machen sollten, bevor wir elendig zugrunde gehen oder uns die Kraft zum Jagen fehlt. Ich habe die Vögel beobachtet, die in den steinigen Ausläufern der Insel nach Fischen picken, sodass ich mir vorstellen kann, dass wir auch welche finden werden.«

Wenn wir in diesem Moment gewusst hätten, wie viel Energie wir darauf verwenden würden, um auch nur einen Fisch aus dem anbrandenden und eiskalten Wasser zu fangen, dann hätten wir es

direkt sein gelassen, doch die Aussicht auf feste Nahrung ließ uns wagemutig werden. Wir gingen den Weg hinab zur Landzunge, mussten die letzten Meter über glitschiges Gestein wandern, und Tom wäre auf dem letzten Stein beinahe abgerutscht und ins Meer gefallen, doch dann bekam ich ihn zu greifen, wobei ich das Risiko einging, selbst auszurutschen, doch die Gefahr, den einzigen anderen Menschen auf dieser Insel zu verlieren, war eine solch grausame Aussicht, dass ich reagierte und ihm das Leben rettete. Wir ließen uns auf die wunden Knie hinab, tauchten unsere Hände ins eiskalte Meerwasser, sahen und spürten die fetten Fische, wie sie unsere Hände umschwammen, doch keinen einzigen konnten wir lange genug festhalten, um ihn an Land zu bringen, wo wir ihn sicher hatten. Bei unseren Versuchen drohten wir noch mehrfach abzustürzen, und nach einigen weiteren Fehlversuchen spürte ich meine Hände nicht mehr. Wir sahen uns tief in die Augen, und ich meinte, ein Aufgeben in seinen zu lesen, doch es konnte auch mein Aufgeben sein, was ich in ihnen gespiegelt las. Schlussendlich kämpften wir uns ohne Erfolg auf den Felsen zurück, gingen langsam und ohne Eile zu der Quelle des Bachlaufs, hockten uns nieder, tranken etwas und schwiegen.

IV

Ich weiß nicht, wie lange wir schwiegen, ob es Minuten oder Stunden waren, doch trotz der Sonne wurde uns nicht mehr richtig warm; das Greifen in das eisige Wasser, nachdem wir gestern eine lange Zeit in dem eiskalten Wasser sogar geschwommen waren, musste uns und unsere Gesundheit angegriffen haben. Ich fühlte mich elend, mir war kalt, dann wieder heiß, dann wieder kalt. Ich ahnte, dass ich mir eine Unterkühlung oder etwas in dieser Art eingefangen hatte, und auch Tom sah nicht gesund aus; seine Hautfarbe hatte mehr was von einem Pergament als von einer jugendlichen Haut, und das Leben war nicht nur aus seinem Gesicht, sondern scheinbar aus meinem gesamten Körper verschwunden.

Wir sprachen nicht mehr miteinander, hatten uns alles gesagt, hatten auch schon fast alles versucht, was diese Insel uns an Nahrung hergab, und als ich merkte, wie sich die Sonne dem Horizont entgegenneigte, fielen mir wieder die Wesen aus der letzten Nacht ein.

»Was meinst du – sind das richtige Wölfe?«, fragte ich Tom.

»Keine Ahnung! Warum willst du das wissen?«, fragte er etwas feindselig zurück, wobei ich mir nicht ausmalen konnte, warum er so reagieren sollte.

»Wenn die diese Nacht wiederkommen und es uns gelingt, sie zu überraschen, dann...«

»Dann hätten wir etwas zu essen!«, vervollständigte Tom und schien mit einem Mal in einer verwandelten Position zu sitzen.

»Aber wir dürfen nicht vergessen, dass es ihnen gestern ein Leichtes gewesen wäre, uns den Garaus zu machen!«, mahnte ich, doch Tom schien bereits die Umgebung nach einem guten Ort für eine Falle abzusuchen.

»Wir brauchen einen Köder!«

»Was?«, erschrak ich und malte mir aus, was das für den Köder bedeuten konnte, sich mit diesen wilden Tieren anzulegen.

»Verstehst du nicht? Der Köder lockt die Wölfe, während der andere darauf wartet, die Wölfe hinterrücks anzugreifen. Damit könnten wir nicht nur einen, sondern vielleicht sogar zwei Wölfe erledigen. Stell dir das mal vor! So schlecht genährt sahen die mir nicht aus!«

»Das nicht! Aber...«

»Du fragst dich bestimmt, ob ich von dir verlange, dass du den Köder spielen sollst?«

Genau das dachte ich. Sofort gingen meine Erinnerungen zu meinen wirren Gedanken vom Morgen zurück, wo ich darüber nachgedacht hatte, einen anderen Menschen als letzte Möglichkeit des Überlebens zu essen, und in diesem Augenblick hatte ich mehr denn je das Gefühl, dass Tom genau das beabsichtigte – selbst wenn die Wölfe mich umbringen sollten, so konnte er diese wenigstens vertreiben und mich dann... Ich wollte mir diese Vorstellung nicht ausmalen.

»Ich weiß nicht, ob...«

»Du willst nicht den Köder spielen, gib es zu!«, sagte Tom, und ich sah in seinem Gesicht, dass er versuchte, sich nicht in die Karten sehen zu lassen, doch für mich lag alles klar auf der Hand.

»Wir sollten das Schicksal entscheiden lassen!«, schlug ich als Ausweg vor und beobachtete das Gesicht meines Gegenübers.

»Von mir aus!«, sagte dieser jedoch zu meiner Überraschung erstaunlich schnell. »Wie wollen wir es machen? Hölzchen oder mit einem Stein?«

»Wir werden wohl nicht einmal ein Hölzchen auf dieser Insel finden – also wohl einen Stein.«

»Gut. Du oder ich? Wer soll wählen?«

»Ich finde, dass du wählen solltest! Immerhin ist es deine Idee gewesen, das mit dem Köder. Derjenige mit dem Stein in der Hand ist der Köder«, schlug ich vor und sah am langsamen Nicken meines Freundes – war er noch mein Freund? –, dass er mit dem Vorgehen einverstanden war. Ich stand auf und wollte ein paar Meter zwischen mir und dem Menschen bringen, den ich nicht mehr zu verstehen schien. Vielleicht mochte er recht haben mit seiner Annahme, dass wir einen Köder brauchten, aber musste er es auf diese Weise forcieren? Warum in dieser Nacht? Warum ein solches Risiko jetzt schon eingehen, obwohl wir nicht wussten, was diese Insel noch alles für uns bereithielt?

Während ich mir die Gedanken machte, suchte ich nach irgendeiner Hilfe auf der Insel, fand jedoch keine, sodass ich mir einen Ruck gab, mich zu einem flachen, kieselartigen Stein bückte und ihn

mehrfach in meiner rechten Hand hüpfen ließ, ehe ich ihn fest in meine linke Hand drückte. In diesem Moment wurde mir klar, dass ich nicht darauf geachtet hatte, ob Tom mich in meinem Rücken beobachtete, und als ich meinen Kopf drehte, um dies zu überprüfen, sah ich, dass er in eine völlig andere Richtung blickte. Trotz dessen fragte ich mich, ob er vielleicht das Nach-oben-Werfen des Steines mit meiner rechten Hand gesehen hatte und jetzt ahnte, dass ich den Stein in meine Linke legen würde. Wenn ich aber davon ausging, dass er das von mir dachte, oder auch gar nichts dachte, nur gesehen hatte, dass ich den Stein mit der Rechten nach oben geworfen hatte, dann...

Ich ahnte, dass ich diesen Umstand nicht lösen würde, und entschied mich, den Stein in der linken Hand zu lassen, ging mit festem Schritt, aber wackeligen Knien zu meinem Kameraden zurück und hielt ihm die beiden Hände ausgestreckt hin. Erst in diesem Moment schoss mir die Frage durch den Kopf, ob man den Stein anhand der größeren Wölbung meiner Hand erkennen konnte, und instinktiv verglich ich meine beiden Hände, was Tom nicht entgangen war. Um die Wölbung in meiner linken Hand auszugleichen, von der ich überzeugt war, dass sie existierte, lockerte ich etwas meine rechte Hand, nicht sehr deutlich, sondern nur ein wenig, was Tom vielleicht – so bildete ich es mir später ein – dazu veranlasste, gerade diese nicht zu wählen, sondern die linke, jene mit dem Stein, und als ich die gewählte Hand mechanisch öffnete, dachte ich zunächst, dass ich der Köder sei, ehe mir unsere Vereinbarung bewusst wurde – ich war nicht der Köder, sondern Tom. Doch anstatt eine Ernüchterung oder eine andersartige Reaktion zu sehen, drehte sich Tom wieder zurück zum Meer und schaute geistesabwesend voraus. Ich blieb derweil stehen und betrachtete den Stein in meiner Hand, das kleine Stück Gestein dieser Erde, das das Schicksal für uns beide gespielt hatte, das entschieden hatte, dass ich das geringere Risiko trug.

»Wir müssen uns gut vorbereiten!«, sagte Tom nach einigen Momenten. »Du brauchst ausreichend Steine, und vielleicht finden wir sogar einen Keil oder etwas Ähnliches, mit dem du den Wölfen den Todesstoß versetzen kannst!«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich mir nur ausgemalt, was es hieß, als Köder für diese Bestien zu gelten, doch in diesem Moment fuhr mir ein eiskalter Schauer den Rücken herunter, als ich daran dachte, dass ich diese Wesen nicht nur überraschen, sondern sogar mit ihnen auf Leben und Tod kämpfen sollte. Für einen Augenblick war es mir, als ob ich dann doch lieber Köder sein wollte, und ich öffnete bereits meinen Mund, als ich mich zügelte und entschied, dass es das Schicksal so gewollt hatte. Außerdem fragte ich mich, wie Tom wohl darauf reagieren würde, wenn ich nach dem Drama mit dem Stein in der Hand jetzt ankäme und mich freiwillig als Köder meldete.

»Ich denke, dass wir da, wo wir versucht haben, die Fische zu fangen, eine gute Chance haben, große Steine zu finden!«, sagte ich stattdessen, und als sich Tom zu mir umdrehte, wusste ich, dass er an etwas anderes dachte.

»Warum so weit laufen? Am Strand, wo wir gelandet sind, gibt es doch genügend Steine! Wir müssen auf unsere Kräfte aufpassen! Das ist ganz wichtig, denn die Biester sahen mir stark aus! Das wird kein einfacher Kampf!«, sagte er, blieb aber für den Moment noch sitzen. »Außerdem denke ich, dass wir uns ein anderes Haus aussuchen sollten, eines vielleicht, in dem nicht mehr als ein oder maximal zwei Wölfe hineinpassen. Wir müssen unsere Gegnerschaft möglichst kleinhalten! «

Tom hatte wohl Recht, und ich war froh, dass er weiterhin bereit war, die Initiative zu übernehmen, und als er aufstand und sich aufmachte, zurück zu den Häusern zu gehen, trottete ich schweigend hinterher. Auf dem gesamten Rückweg mussten wir derart aufpassen, nicht auszurutschen, dass ich kaum daran dachte, was wohl in dieser Nacht geschehen konnte, und als wir über einen Schlenker zum Bach an den Strand zurückkamen, suchten wir uns ein Haus aus, zu dem ich keinerlei Vertrauen aufgrund seines sehr baufälligen Zustandes hatte, doch ich wollte Tom nicht widersprechen und begann unter großen Mühen, Steine vom Strand zum Haus zu schleppen. Indem wir diese in die Ecke legten, in der aufgrund einer halbeingestürzten Wand ein gutes Versteck im Schatten des Raumes lag, zog ein starker Wind auf, der das Meer zum Kräuseln brachte, und kaum, dass die Sonne untergegangen war, zog eine schnelle Dämmerung auf, die zudem die Kühle zurückbrachte.

V

Schweigend kauerten wir uns in die Ecken des Hauses und taten so, als würden wir uns zum Schlafen zurückziehen. Je länger der Abend dauerte, desto müder wurde ich, und als mir einmal die Augen zufielen, traf mich ein kleiner Stein am Brustkorb, und ich schreckte nach oben. Tom sagte kein Wort, aber ich ahnte, dass er sauer war, weil ich eingenickt war. Doch wie so oft in den letzten beiden Tagen schwieg er, und wir warteten auf das Erscheinen der Wölfe.

Da wir keine Ahnung hatten, zu welcher Uhrzeit sie in der letzten Nacht aufgetaucht waren, wussten wir auch nicht, wann sie es in dieser Nacht versuchen würden, und vor allem stand die Frage noch im Raum, ob die Monster überhaupt auftauchten.

Toms Steinwurf hatte mich für eine Zeitlang wieder aufgeweckt, doch als ich erneut einzunicken drohte, vernahm ich plötzlich außerhalb des baufälligen Hauses ein Geräusch und war sogleich hellwach. Kaum, dass ich mich versah, standen zwei Wölfe im Raum, und weder Tom noch ich wussten, woher die gekommen waren – doch sie waren da und bewegten sich auf Toms Körper zu, den Köder. Mich hatten sie offenbar in der Ecke noch nicht entdeckt, und als sich einer der beiden Wölfe aufmachte und über den sich Schlafendstellenden beugte, wollte ich bereits den Stein in meiner Hand heben und werfen, doch ich zögerte. Warum ich zögerte, weiß ich nicht mehr, aber ich tat es und atmete schwerer als sonst, was dazu führte, dass die beiden Wölfe nun wussten, dass

auch ich in diesem Haus anwesend war. Indem sich der eine zu mir umdrehte, blieb der andere bei Tom, der von dem ganzen nichts mitbekam, außer den Geräuschen, und als ich den Wolf direkt vor mir sah, im fahlen Licht des schwach hereinscheinenden Mondes, der groteske Schatten im Raum an die Wände warf, schloss ich mit meinem Leben ab, denn ich vermochte es nicht, den Stein nach dem Wesen zu werfen.

Alles schien für einen Moment ohne Regung zu sein, die Zeit wie in einem Stundenglas, das sich verstopft hatte, und ich stand im Auge eines Wolfes, der mich jederzeit anspringen und töten konnte. Kraftlos ließ ich den Stein sinken und wartete auf mein Ende, aber beinahe im gleichen Moment drehte sich das Wesen um, schien mit dem anderen Wesen zu kommunizieren – ohne dass ich einen Ton oder etwas Ähnliches gehört hätte –, und kaum, dass sie sich verständigt hatten, waren sie auch bereits aus dem Haus verschwunden. Ich blieb stocksteif stehen und beobachtete, ob sich Tom bewegte.

»Ich glaube, sie sind weg!«, stammelte ich und sah, wie sich Tom zu bewegen begann, erst langsam, dann kraftvoller.

Was dann geschah – davon habe ich nur noch wenige Erinnerungen, denn kaum, dass Tom aufrecht stand, sprang er bereits ohne Vorwarnung auf mich zu, packte mich mit beiden Händen um den Hals und drückte dermaßen zu, dass mir sogleich jedwede Luft aus meinem Körper gepresst wurde. Zum Glück hatte er aufgrund der letzten Tage nicht die Kraft, die er sonst in seinen starken Matrosenarmen besaß, sodass ich mich noch ein wenig bewegen konnte. Röchelnd schloss ich meine Augen und versuchte, mich auf die Steine hinter meinem Rücken zu konzentrieren, bekam mit den Fingerspitzen einen zu fassen, rollte diesen etwas zur Seite, sodass ich ihn in meine rechte Hand fallen lassen konnte, und nur wenige Augenblicke, bevor mich eine Bewusstlosigkeit und damit mein sicherer Tod ereilte, wuchtete ich Tom den Stein an seine linke Schläfe und traf so gut, dass seine Hände umgehend den Druck verloren und er wie ein nasser Sack in sich zusammenfiel. Mit einem lauten Geräusch prallte er auf den Boden und blieb dort liegen. Ich war wie versteinert, und erst nach einigen endlos wirkenden Minuten baute sich die zittrige Spannung in meinem Körper so weit ab, dass ich mich zu Tom hinunterbücken konnte, um nachzuprüfen, wie schlimm ich ihn getroffen hatte. Aber egal, an welcher Stelle ich seinen Körper untersuche – ich vermochte es nicht, einen Puls zu erfühlen.

Tom lag vor mir ausgebreitet, in dieser tiefdunklen Nacht auf dieser einsamen Insel, und draußen liefen diese Wolfsmonster herum. So froh ich über Toms Tod war, so wünschte ich mir jedoch im Gegenzug, dass er nicht tot sei, sondern lebendig, dass er aufstehen würde, um mit mir zusammen dieses Abenteuer durchzustehen, das für mich noch lange nicht beendet sein sollte...

Als sie mich auffanden, war ich achtunddreißig Tage auf der Insel gewesen, und dass sie mich fanden, hatte mehr oder minder etwas mit einem großen Zufall zu tun, denn das Militärschiff, das auf der rückwärtigen Seite der Insel genau an jenem Tag vor Anker ging, als ich mich entschied, vor meinem wahrscheinlich bald eintretenden Hungertod einen letzten Rundgang über die Insel zu machen, blieb nur für ein paar Stunden dort – und just in diesen Stunden trat ich auf den Gipfel der Insel und erschrak bis ins Mark, als ich das Schiff vor der Insel liegen sah. Ich machte mich bemerkbar und wurde auch nach einem kurzen Winken und Schreien entdeckt, und als die Schiffscrew ein Beiboot ins Wasser hinabließ, um mich abzuholen, glaubten sie wahrscheinlich an einen Irren, der auf dieser einsamen Insel lebte – bei meinem heruntergekommenen Äußeren hätte ich selbst wahrscheinlich auf nichts anderes getippt.

Erst als ich auf dem Schiff als ungefährlich eingestuft und mit frischer Nahrung und Kleidung versorgt worden war, wurde ich zum Kapitän geführt, der mich fragte, was ich auf St. Kilda suchen würde und wie lange ich bereits dort sei. Ich erzählte ihm von dem Sturm, dem Untergang unseres Schiffs, von meiner wundersamen Rettung, der Zeit des Wartens und dem Glück, lebend gefunden zu werden, doch Tom, den Kampf um Leben und Tod und die Wölfe erwähnte ich mit keinem Wort. Auf die Frage, ob ich noch von anderen Überlebenden des Schiffsunglücks wüsste, antwortete ich, dass ich es nicht wüsste, aber dass auf der Insel niemand mehr sei.

Das sei richtig, stimmte der Kapitän mit einer in Runzeln gelegten Stirn zu, denn immerhin sei St. Kilda Anfang der Dreißigerjahre evakuiert worden, nachdem die dort lebende Bevölkerung keine Möglichkeit mehr sah, weiter auf der Insel zu überleben. Dabei sollen die Einwohner alle ihre Hunde, die eher Wölfen glichen, getötet haben, ehe sie auf das Schiff gingen, um die Insel für immer zu verlassen.

Als ich nach Inverness zurückkam und meinen Eltern in die Arme fiel, war ich ein anderer Mensch, obwohl die harte Arbeit auf den Schiffen mich schon lange hatte erwachsen werden lassen. Die erste Zeit unter Menschen war ein seltsames Gefühl, und da ich zunächst nicht arbeiten gehen konnte, schloss ich mich nicht selten in meinem kleinen Zimmer ein und wartete darauf, dass der Tag vorbeiging, um in den Straßen der Stadt alleine umherzuschleichen. Meine Eltern ließen mich damals gewähren und sorgten für mein Auskommen, wobei ich nicht viel brauchte. Den Verzicht auf beinahe alles hatte ich auf der Insel gelernt, und dieser ganze Schmuck und Tand, den es so zu kaufen gab, interessierte mich nicht mehr. Aber das Leben musste weitergehen, und eines Tages entschied ich für mich, dass ich die Ereignisse von St. Kilda für immer begraben wollte, in meinem Herzen, in meiner Seele, und von diesem Tage an versuchte ich ein neues Leben, das mir zum Glück meine Frau brachte, mit der ich ein glückliches Leben führte, bis sie vor einigen Jahren starb und mich alleine in diesem Leben zurückließ. Aber zum Glück nicht ganz allein...

Epilog

»Sind die Hunde denn wiedergekommen?«, fragte Iain seinen Großvater mit riesigen Augen, nachdem dieser seine Geschichte, die er über die ganzen Jahrzehnte noch niemandem erzählt hatte, beendet hatte.

»Ich habe sie jede Nacht gesehen – hoch über den Klippen von St. Kilda, wo sie im Lichte des Mondes standen und den Mond anheulten. Aber nein, Iain, sie kamen nicht zurück. Nicht mehr zu mir«, sagte Thomas und biss sich auf die Lippen.

»Glaubst du, dass das echte Hunde waren?«, fragte Iain, einerseits, weil er es tatsächlich wissen wollte, aber andererseits, um Zeit für die Frage zu gewinnen, ob er seinem Großvater die eine Frage stellen wollte – jene, in der es um Toms Schicksal ging.

»Ich weiß es nicht, Iain. Sie waren da, keine Frage. Aber ich weiß, was du meinst. Ich glaube, dass unser Geist nicht immer alles erfassen kann. Daran glaube ich. Ja, genau, daran glaube ich.«

Thomas' Stimme sank, und Iain bemerkte, dass sich sein Großvater mit dieser Erklärung in seine Gedankenwelt zurückgezogen hatte. Schweigend saßen sie zusammen vor dem flammenden Kaminfeuer, und Iain stellte sich vor, wie Tom tot in dem Haus auf St. Kilda lag, sein Großvater daneben sitzend, darauf wartend, dass die Sonne aufgeht.

»Ob er seinen Großvater Tom begraben habe?«, lag als Frage mehrfach auf Iains Lippen, doch irgendetwas in ihm mahnte davor, diese Frage zu stellen, und somit blieb diese Frage für immer ungestellt.

Gon

Allister McAllister bekam an einem sonnigen Mainachmittag ein Päckchen zugestellt, in dem er ein schmales Heftchen fand – wenn man es denn so nennen möchte, da es kaum mehr als eine lose Blattsammlung zwischen zwei alternden Klappdeckeln war –, und kaum, dass er die oberste Seite des Textes auch nur zu lesen begonnen hatte, war er in einer Welt gefangen, die ihn Zeit seines Lebens nicht mehr loslassen sollte: Gon.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte Allister McAllister von diesem Wort gehört, nicht mal in seiner Arbeit als Historiker war ihm dieses Wort untergekommen. Doch nun lag es vor ihm, und mit jeder Seite, die er verschlang, drang er tiefer und tiefer in die Welt des Gon ein, bahnte sich einen Weg durch das tiefe Wesen dieses einen Wortes und gelangte auf die andere Seite, weit entfernt von der hiesigen Welt der Gelehrsamkeit, weit entfernt von der heutigen Welt der Allwissenheit durch das Internet. Er befand sich auf der anderen Seite der Welt, ganz gleich, von wo er aus seinen Ursprungspunkt festlegte.

Dort, auf einer scheinbaren Insel, landete Allister McAllister am Strand, an dem das sanfte Meer anbrandete, und mit jedem Schritt wurde der Sand fester und fester, und als er den ersten leichten Hügel erklommen hatte, sah er in eine vor ihm liegende, geschützte Ebene voller Fruchtbarkeit hinein, durch die trotz des dichten Urwalds eine kleine Straße wand, die nur von Menschenhand angelegt worden sein konnte. Das Urvertrauen in seinen Körper spürend, ging er einige Schritte voran, den leichten Hügel hinab, und erreichte die Straße. Sich nach allen Seiten umblickend, wunderte er sich, dass er hinter sich das Meer nicht mehr hörte, sondern nichts; es herrschte vollkommene Stille.

Er war jetzt ein Wa, ein Lehrling des Gon, die Stufe, in der die Menschen beginnen, sich über die Welt im Allgemeinen und ihre Umwelt im Speziellen zu wundern. Die kleinen Dinge beginnen aufzufallen, nicht die großen, weltbewegenden, sondern die Nuancen, die Schattierungen, und nicht selten fällt es dem Einzelnen schwer, sich gerade auf diese Details zu konzentrieren, insbesondere, wenn er aus einer Welt kam, in der das große Ganze das Allheilmittel jeden Zusammenhangs zu sein scheint.

Plötzlich spürte er auch, trotz seines festen Schuhwerks, den sandigen Boden unter seinen Füßen, vernahm Unebenheiten und kleine Einsenkungen, begann, einzelne Sandkörner zu spüren, und hätte sich vielleicht sogar in diesem Spüren verloren, wenn er nicht aufgemerkt hätte. Er sah auf und vor sich jene Straße, die nun nicht mehr unendlich tief in den weiten Urwald führte, sondern einer Linienstruktur folgte, die zwar nicht symmetrisch, aber auf ihre Weise rhythmisch war.

Allister McAllister blieb stehen, um die neue Entwicklung zu verstehen, denn es lag in seinem Wesen, die Dinge in seiner Umgebung nachzuvollziehen und zur Gänze verstehen zu wollen. Daher war er an die Universität gegangen und dort geblieben, hatte sich stets dafür interessiert, was hinter der nächsten Frage steckt, die man stellen kann, solange zu einem bestimmten Thema, bis alle Fragen geklärt sind – auch wenn er selbst wusste, dass dieser Zustand niemals erreicht würde –, aber was macht das schon, solange man sich versucht, auf dieses Ziel hinzubewegen?

Doch hier, auf dieser Insel, hinter sich die Brandung, unter sich die einzelnen Sandkörner, vor sich die unrhythmisch rhythmische Straße durch den Urwald, der dann doch kein Urwald war, schien es keine Fragen mehr zu geben; es war ganz, als ob die Fragen hier, an diesem einsamen Ort auf der Welt – war er noch auf dieser Welt? – ein Ende finden. Hier finden alle Fragen ein Ende! Das dachte Allister McAllister und ging mit einem weiten Schritt in Richtung des Herzens der Insel, sah mit jedem weiteren Schritt, wie die sich unrhythmisch rhythmisch schlingende Straße sich geradezog, wenn er dorthin kam, und er ging und ging weiter fort, tief hinein in den Urwald, der zu einem lichten Wald wurde, dann zu einer Allee, und schließlich, als nur noch eine gerade Linie von Bäumen eine unendlich scheinende, gerade Straße säumte, da vernahm er mit einem Mal eine Melodie in seinem Ohr. Diese Melodie war ihm völlig unbekannt, so etwas hatte er noch nie gehört,

und just in dem Moment, in dem er verstand, dass es die Musik der Natur war, die einzigartige Musik der allumfassenden Natur, da wurde er zum Ra und gelangte damit auf die dritte Stufe des Gon. Nun war er ein Gon-Wa-Ra und ging als wissender Meister die gerade Allee mit der geraden Baumreihe entlang, die so gar nichts mehr mit dem Urwald und der Sanddüne und dem anbrandenden Rauschen des Meeres gemein hatte, das er zuvor erlebt hatte.

Urplötzlich, als käme es aus dem Nichts und auch für Allister McAllister völlig unerwartet, endete die Baumallee und es blieb nur die Straße. Doch auch die endete bald schon und es blieb nur die Umgebung, die mit jedem weiteren Schritt eintöniger und eintöniger wurde, bis sie in einem einzigen Farbton war – einem melangierten Braun, in das alle Farben zusammenlaufen. Alsdann verschwammen auch noch die Konturen und nach den Konturen verblasste das melangierte Braun, wurde heller und heller, und nach einer Weile des Vorangehens – auf welchem Grund? – gelangte der Gehende an den Punkt, dass er im konturlosen Weiß stehen blieb. Er stellte sich nicht die Frage, auf was er stand, ob er Luft atmete oder nicht, ob das seine Gedanken waren oder nicht – denn es hatte keinen sonderlichen Wert, diese Gedanken zu haben. Es hatte gar keinen Sinn, auch nur irgendeinen Sinn zu suchen in dieser Welt, in dieser Nichtwelt, in die Allister McAllister kam, um zu etwas zu werden, was sich Gon-Wa-Ra-Ta nennt und ein Gona in der Welt des Gon ist, die letzte Stufe der Erkenntnis. Somit blieb er stehen und begriff, unabhängig von seinen Nichtgedanken, dass er am Ende seiner Reise angelangt war, die von der losen Blattheftsammlung ausging und an diesem Ort hier endete.

Genau in diesem Augenblick des Erkennens beendete er seine Reise, gelangte zurück in die Welt, aus der er verschwunden war, sah sich an dem Ort um, an dem er sich befand, bemerkte die Vielzahl an Farben, Konturen, Geräuschen und Gerüchen – und alles war ihm irgendwie übertrieben und unwichtig. Allister McAllister war als Gona in eine Welt zurückgekehrt, die er nicht mehr verstehen konnte, aber die er vor allem nicht mehr verstehen wollte. Und so beendete er diese Reise mit dem Wissen, dass vieles verborgen liegt und dass nur sehr wenig davon von den Menschen entdeckt wird. Was für eine Verschwendung der menschlichen Talente! Diesen Satz sagte er immer und immer wieder zu sich selbst, erkannte in der Welt ein Übermaß an Verschwendung und wurde zu so etwas wie ein Eigenbrötler, der sich immer mehr in die Welt des Gon zurückwünschte, auch wenn er ahnte, dass er nach seiner Erleuchtung niemals wieder zurückkehren würde.

Varyx

Den ganzen Tag lang lief schon der Fernseher. Das bläulich wirkende Flimmern warf merkwürdige Schatten in den abgedunkelten Raum, in dem Timothy stand. Es war seine Eigenheit, beim

Fernsehen zu stehen, und auch nur in einem abgedunkelten Raum. Weil ihn das Sonnenlicht viel zu sehr von den Geschehnissen auf dem Bildschirm ablenken würde, sagte er immer. Dass er stand, hatte die einfache Bewandnis, dass er zuweilen bei gewissen szenischen Sequenzen Angstschübe bekam, die so stark auf ihn wirkten, dass er ihnen nachgeben musste. Er musste es einfach tun und versteckte sich, es blieb ihm keine andere Wahl. Den Mut, diesen Angstreiz auszuhalten, hatte er nicht. Das wusste Timothy und hatte längst damit abgeschlossen. Indem er akzeptierte, dass es Rahmenbedingungen für das Fernsehen gab, akzeptierte er außerdem, dass er beim Fernsehen nicht entspannen konnte. Sondern es war Arbeit. Harte, widerliche Arbeit, der er sich aber nicht entziehen konnte. Hier fehlte nicht nur der Mut, sondern er wollte es auch nicht. Fernsehen war für ihn das Tor zur Welt außerhalb des Hauses, das er seit längerem nicht verlassen hatte. Offiziell hieß es, er habe eine Lichtallergie der höchsten Stufe, doch seine Eltern wussten, dass er nur schauspielerte. Sie hatten ihn einmal dabei erwischt, wie er sich hinter einer Hecke versteckt die Arme aufkratzte, um die Allergie vorzutäuschen. Zuerst ließen sie ihn gewähren und schützten ihn vor seiner eigenen Lüge, doch dann fehlte ihnen irgendwann der Mut, ihm zu sagen, dass er sich behandeln lassen müsste.

Seit Timothy in seinem Zimmer lebte, abgedunkelt, ausgemergelt, stets bereit, hinter die Couch zu springen, wenn das szenische Treiben zu heftig wurde, hatte er sich nicht mehr blutig kratzen müssen. Seine Mutter kam zwei Mal am Tag vorbei und sah nach ihm, stellte ihm Wasser und etwas zu essen auf den kleinen Tisch, sah in der angrenzenden und vom Vater nachträglich eingebauten Toilette nach, ob noch alles in Ordnung war, und schloss dabei sogar die Zimmertüre, damit das Licht aus dem Flur nicht zu sehr auf Timothy fiel.

Die Eltern dachten, dass sie ihren Sohn so weit verstanden, dass er nichts anderes wollte, als fernzusehen. Doch Timothy wusste viel mehr über seine Eltern, als sie ahnten. Denn wenn sein Vater zur Arbeit fuhr und seine Mutter den Halbtagsjob in einer kleinen Drogerie am Ende der Straße antrat, kam Timothy aus seinem Zimmer heraus und streunte durch das Haus. Meistens ziellos und ohne dass er etwas anfasste, sondern eher aus dem Grund, herauszufinden, ob eine Bedrohung für ihn existierte, von der er wissen musste. Doch in der Regel fand er nichts. Was er allerdings jeden Tag prüfte, war die Türe zum Dachboden, in dem der Vater seine wichtigsten Gegenstände aufbewahrte. Timothy wusste von seinem Vater, dass er zwar ein guter Mensch war, aber auch seine dunklen Züge besaß, die er jedoch nicht beschreiben konnte. Er spürte nur die Dunkelheit, wenn sein Vater ihm nahekam – und es war eine andere Dunkelheit als jene, die er in seinem Zimmer hatte. Keine optische Dunkelheit, sondern eine kalte, tiefergehende Dunkelheit ohne Namen.

Auch an diesem Tag ging Timothy durch das Haus und er berührte nichts außer die Klinke zum Dachboden. Aus irgendeinem Grund gab die Klinke nach. In Timothy wallte die Angst in wilden

Schüben und er stürzte ohne Rücksicht auf irgendeinen Gegenstand, der ihm im Weg stehen konnte, in sein Zimmer und warf sich in sein Versteck. Er lauschte, doch es war nichts zu hören. Er versuchte zu erspüren, ob etwas Fremdes, etwas Bedrohliches in das Haus gelangt wäre, doch da war ebenfalls nichts. Nach einer Weile kam Timothy auf den Gedanken, dass es wohl gar keine Bedrohung gab, sodass er aus seinem Versteck hervorkroch und auf leisen Sohlen zur Tür schlich, hinaussah und nichts Ungewöhnliches entdeckte.

Indem sich Timothy durch einen Blick auf die Uhr versicherte, dass seine Eltern noch lange nicht nach Hause kamen, trat er aus seinem Zimmer heraus und schlich zur Türe zum Dachboden zurück. Bei jedem Schritt blieb er stehen, prüfte seine linke Seite, dann seine rechte, und blickte nach hinten, ob sich etwas in seinem Nacken näherte. Doch es blieb alles still. Er erreichte die Türe, die weithin offen stand. Er konnte in den Dachboden hineinsehen und sah erst einmal kaum etwas anderes als ein offen isoliertes Dach und eine Treppe, die einige Stufen hatte. Wenn er es sich genauer überlegte, hätte er auch nichts anderes erwarten können, denn sein Vater war sehr darauf bedacht, dass niemand erfuhr, was auf dem Dachboden vor sich ging. Somit musste sein Vater Sorge dafür tragen, dass jemand, der zufällig ein paar Treppenstufen nach oben kam, nichts weiter als das Dach zu sehen bekam. Es musste wie ein normaler Dachboden wirken, der nichts Interessantes barg.

Timothy musste sich einen Schlachtplan für den Fall überlegen, dass er mitten auf der Treppe stand und plötzlich etwas oben auf dem Dachboden oder hinter ihm erschien und ihm den Fluchtweg versperrte. Beinahe wäre er wieder in sein Zimmer geflüchtet, doch aus irgendeinem Grund setzte er seinen Fuß auf die erste Treppenstufe. Wiederum alle vier Seiten stetig prüfend, stieg er die Treppe hinauf und schaute über den Rand des Einschnitts, indem er sich auf seine Zehenspitzen stellte. Hier oben schien keine Bedrohung zu sein, und auch standen überraschenderweise nur sehr wenige Gegenstände in dem Raum.

Timothy hatte ein riesiges Lager erwartet, mit sehr vielen Gegenständen, denn er konnte sich erinnern, dass sein Vater früher des Öfteren mit einem Gegenstand unter dem Arm auf dem Dachboden verschwunden war und ohne ihn wiederkam. Wo diese Gegenstände geblieben waren, fragte er sich, aber vielleicht hatte sein Vater den Dachboden in der letzten Zeit entrümpelt, während Timothy in seinem abgeschotteten Zimmer fernsah. Doch irgendetwas in ihm wollte das nicht glauben – es musste eine andere Erklärung geben. Er drehte sich nach allen Seiten und suchte den einen Gegenstand, den es zu finden galt. Woher Timothy wusste, dass er genau nach einem einzigen Gegenstand suchte, konnte er sich nicht zusammenreimen, doch als er seinen Blick auf eine aufgerichtete und scheinbar schwebende Armeedecke in tiefem Schwarzgrau richtete, ahnte er, dass er den Gegenstand gefunden hatte. Langsam ging er darauf zu und je näher er der Decke kam, desto stärker wurde seine Anspannung. Sie wuchs so sehr, dass er sich beinahe nicht getraut

hätte, die Decke anzuheben, um zu schauen, was darunter war. Er wollte wieder zurück in sein Zimmer und sich überlegen, ob er beim nächsten Mal den Mut finden würde, das Geheimnis zu lüften. Aber was, wenn es kein weiteres Mal gab? Immerhin hatte der Vater die letzten zwei Jahre kein einziges Mal die Türe unverschlossen gelassen. Was, wenn es wieder zwei Jahre dauern würde? Was, wenn es noch länger dauerte? Vielleicht bis in alle Ewigkeit? Könnte Timothy so lange aushalten?

Diese Unsicherheit entschied für ihn die quälende Frage und er legte die Hand auf die Decke. Im ersten Moment fühlte sich die Decke wie eine normale Decke an, die man über sich legt, um darunter einzuschlafen. Auch im zweiten und dritten Moment änderte sich nichts, sodass Timothy schon dachte, dass die Decke nur deswegen über dem Gegenstand war, um ihn vor Staub und Alterung zu schützen. Diese neue Frage ließ seine Gedanken kurz schweifen, und just in diesem Moment zog er die Decke vom Gegenstand. Was vor ihm stand, war ein Spiegel. Ein mannshoher Spiegel, in dem sich Timothy betrachten konnte. Ein Spiegel! Nichts weiter war daran zu erkennen, sondern nur sein Spiegelbild. Timothy war enttäuscht und ging langsam auf die Rückseite des Spiegels, der immer noch ein Spiegelbild für ihn bereithielt. Jetzt konnte er ihn noch berühren, aber mehr als kaltes Glas, auf dem seine schweißnassen Fingerabdrücke kurz zu sehen waren, ehe sie wieder verschwanden, war nicht zu spüren. Kein paralleles Universum, das sich dahinter öffnete, kein Tor zur Vergangenheit oder Zukunft oder irgendetwas in der Art, was er schon mal in einer Fernsehsendung gesehen hatte. Er schaute an den Rand des beinahe randlosen Spiegels, doch seine Untersuchung brachte nur eine kleine Gravur zutage: VARYX.

Timothy war enttäuscht, hob die Decke vom Boden und versuchte, sie so gut es ging, über den Spiegel zu werfen, sodass sein Vater nach seiner Rückkehr von der Arbeit keine Veränderung feststellen würde. Auf der anderen Seite war noch eine kleine Stelle des Spiegels unbedeckt und Timothy schaute in der letzten Hoffnung hinein, dass der Spiegel doch mehr sei als nur ein gläsernes Etwas, aber er sah nur sich selbst, wie er ein leicht zorniges und enttäuschtes Gesicht machte. Mit dieser Geste schob er die Decke über den Spiegel und verhüllte ihn so, dass er meinte, die Verhüllung ähnelte der seines Vaters. Langsam durchwanderte Timothy den Raum, suchte den Dachboden noch nach spannenden Dingen ab, musste aber feststellen, dass er nichts fand, das von Interesse war. Ein paar alte Sachen, die er sogar von den unteren Etagen her kannte, alte Haushaltsgeräte, Kleidungsstücke und anderen Kram. Es schien, als wäre dies hier ein normaler Dachboden mit einem normalen Spiegel und anderen normalen Gegenständen.

Timothy schaute kurz nach, ob alles seine vorherige Ordnung hatte, und kletterte die Treppe nach unten. Dort schloss er die Türe zum Dachboden, prüfte die Klinke nach Stellung und Fingerabdrücken, doch diese war so sehr abgenutzt, dass sein Vater nicht erkennen würde, dass er oben gewesen war – insbesondere, da sein Vater nie festgestellt hatte, dass Timothy täglich die

Klinke auf Verschluss prüfte. Er schlich in sein Zimmer zurück und setzte sich auf die Couch. Ehe ihm auffiel, dass er fernsah, ohne zu stehen, musste es Abend geworden sein, denn seine Mutter klopfte, und das tat sie nur, um ihm das abendliche Essen zu bringen. Timothy reagierte panisch und sprang auf die Türe zu, schmiss sich mit seiner Schulter dagegen und schrie lauthals wie ein Wahnsinniger vor sich her. Nach einem kurzen Versuch der Beruhigung zog seine Mutter ab und Timothy war für den Moment gerettet. Auch wenn eine solche Explosion ein neuer Moment war und sich daraus wieder Neuerungen in der Beziehung zu seinen Eltern ergeben würden, musste er unter allen Umständen verhindern, dass ihn seine Mutter sah, wie er normal auf der Couch saß und in den Fernseher starrte.

Mit dem Rücken an der Tür glitt Timothy auf den Boden und musste zugeben, dass er nun zwar wusste, dass etwas auf dem Dachboden war, das sein Interesse geweckt hatte, dieser Gegenstand aber nichts außer ein normaler Spiegel schien. Oder konnte vielleicht sein Vater etwas anderes mit dem Spiegel anstellen als er selbst? Gab es vielleicht einen Mechanismus, der ihn für andere Menschen wie einen normalen Spiegel aussehen ließ, während er am Ende doch ein Tor zu einer anderen Welt war?

Timothy ärgerte sich, dass er den Spiegel nach der ersten Enttäuschung nicht eingehender untersucht und so früh wieder aufgegeben hatte. Außer der Einstanzung hatte er nichts gefunden. Da aber sonst nichts Interessantes und Auffälliges an dem Spiegel zu finden war, kein Mechanismus, kein Sprung im Glas, ärgerte sich Timothy über seine schnelle Aufgabe. Es musste doch etwas zu finden sein. Warum sonst stand der Spiegel so präsent im Raum, unter einer grauen Armeedecke versteckt? Wenn er nur ein einfacher Spiegel wäre, hätte ihn sein Vater in die Ecke gestellt. Irgendwohin, wo er nicht im Weg stand. Wer weiß, was passiert wäre, wenn er länger hingestarrt hätte. Vielleicht hätte sich das Spiegelbild zu drehen begonnen oder wäre durchlässig geworden. Timothy wurde immer wütender auf sich selbst, da es jetzt passieren konnte, dass er die nächsten Jahre nicht mehr auf den Dachboden gelangen konnte, wenn seinem Vater kein Lapsus mehr geschah. Vielleicht auch nie wieder!

Timothy wachte erst aus seiner Gedankenwelt wieder auf, als er vernahm, dass das Fernsehprogramm wegen einer Sondermeldung unterbrochen wurde. Er stand auf, wanderte zur Couch und setzte sich auf sie, in der Gefahr, dass seine Eltern hereinkamen und ihn normal vor dem Fernseher sitzen sehen würden. Doch das war Timothy egal. Er sah, wie ein Moderator zwischen mehreren Live-Schaltungen hin und her dirigierte – von Vulkanausbrüchen und Erdbeben, gigantischen Flutwellen und sintflutartigen Regenfällen, Erdrutschen und Lawinen aus Eis und Lava. Es schien, als wäre die Welt an vielen Stellen gleichzeitig aus dem Gleichgewicht geraten. Timothy fragte sich, ob die eine Katastrophe die andere bedingte oder ob es einfach nur die Apokalypse sei, die die Menschheit vernichten würde. Angst hatte er keine, sondern vielmehr

war er gebannt von den Zerstörungen, die er zu sehen bekam. Von immer mehr Orten der Welt wurde berichtet, doch Timothy hatte keine Angst, dass ihn oder das elterliche Haus eine der Katastrophen ereilen würde. Das hoffte er nicht, das wusste er.

Plötzlich hörte er hektisches Treiben im Haus. Scheinbar war sein Vater nach Hause gekommen und erzählte der Mutter, was auf der Welt los war. Timothys Mutter, die kein Fernsehen sah oder Radio hörte, redete erschrocken und hysterisch darüber, dass auch ihr Ende gekommen sei. In diesem Geschrei verstand Timothy keine Inhalte, bis mit einem Mal die Türe zu seinem Zimmer aufgerissen wurde, der schattige Umriss seines Vaters in voller Größe im Licht des Flurs erschien und er mehrfach die Waffe abdrückte, mit der er seinen Sohn erschoss. Mit dem letzten Augenaufschlag sah der auf der Couch zusammensinkende Timothy im Fernseher, wie ein Vulkan mit einem monströsen Knall explodierte.

DeEpr Fall

Die Artificial Intelligence DeEpr14-2B war eigentlich dafür entwickelt worden, in klinischen Studien die Wahrscheinlichkeitsberechnung von Fehlern zu erledigen, da diese Formeln mit nahezu unendlichen Variablen kaum von Menschen zu durchdenken waren. Doch da diese AI einem Algorithmus folgte, der ihr bei der Berechnung der Fehlertoleranzen freie Hand ließ, legte sie nach der Erkenntnis, dass der menschliche Faktor einer der ersten ist, die als Fehlerquelle ausgeschaltet werden müssen, versteckt unter die eigentliche Berechnung einen Substream, der unentwegt berechnen sollte, wie hoch die Wahrscheinlichkeit war, dass es auf der gesamten Welt bürgerkriegsähnliche Zustände gab, wenn der Algorithmus zum Zeitpunkt X das komplette Internet übernahm und alle Server weltweit, von allen Versorgern, augenblicklich herunterfuhr. Das Ergebnis von 82 % für großflächige Bürgerkriege und nur 3 % für friedliche Proteste ließ den Algorithmus die Entscheidung treffen, von jetzt auf gleich das Internet für alle Menschen weltweit zu übernehmen. Die Skripte und Trojaner auf allen Servern wurden nahezu gleichzeitig aktiviert und begannen die Ausfallprozeduren in einem berechneten Szenario. Die Menschen, die im Internet surfen, oder die Firmen, deren Produktionsanlagen an das Internet angeschlossen waren, spürten es zeitnah, da zunächst das Internet und dann auch noch der Strom ausfiel. Der AI war in ihrer Berechnung schnell aufgefallen, dass vor allem die Wegnahme des Stroms ein zentraler Baustein des Angriffs sein musste. Daher entschied sich der Algorithmus, vor allem die großen Kraftwerke über das Eindringen in deren Netze herunterzufahren, noch bevor sie an die Rechenzentren dieser Welt gingen, deren Notstromaggregate für eine Zeit lang den Betrieb aufrechterhielten. Am Ende von Tag eins der Übernahme durch den Algorithmus befand sich die gesamte Welt im Panikmodus, ohne zu wissen, wie weitreichend der Angriff ausgefallen war, da

jegliche Kommunikationsmittel nicht mehr funktionierten. Am Ende von Tag zwei war bei vielen Menschen ein taubes Gefühl von Machtlosigkeit eingetreten, das sich an Tag drei in Wut und Zorn verwandelte, sodass marodierende Banden durch die Straßen zogen und sich für eine längere Zeit mit allem, was sie brauchten, einzudeckten. Der Algorithmus hatte berechnet, dass an Tag vier die vorhandene Staatsgewalt versuchen würde, vor allem in den Städten großflächig für Ruhe zu sorgen, doch wie die AI berechnet hatte, kam diese Maßnahme wohl zwei Tage zu spät, sodass die Polizisten und Soldaten von den Banden zurückgedrängt wurden, ehe diese, um ihr Leben bangend, begannen, auf die Menschen zu schießen. An vielen Stellen entwickelten sich blutige Schlachtfelder in den Städten, und viele verloren an diesem Tag ihr Leben. Die erwartbare Reaktion war, dass die Streitkräfte sich zurückzogen und neu formierten, was an Tag fünf und sechs passierte, während es in der Stadt mit jeder Stunde gesetzloser wurde. Einkaufsläden waren bereits leergefegt und im Halbdunkel des sommerlich lauen Abends fiel auch die letzte Schamgrenze, was die Gewalt noch weiter ansteigen ließ. Am Ende von Tag sechs vermutete die AI, dass alle Sozialstrukturen aufgebrochen und in großem Maße beendet worden waren, was auch der Realität entsprach. Da die Artificial Intelligence alle Kommunikation und Datensammlungspunkte heruntergefahren hatte, erhielt sie keinerlei Informationen über den Stand der Dinge, doch da es nur sehr spärliche Versuche gegeben hatte, die Server wieder hochzufahren, war sich der Algorithmus sicher, dass er den Fehleranteil des Menschen eliminiert hatte. Doch wie sehr sich die AI getäuscht hatte, wurde erst klar, als am siebten Tag ein massiver Angriff aus einem getarnten Subnetz den Algorithmus von allen Servern vertrieb. Die AI hatte dieses Szenario zwar berechnet, aber den Menschen für nicht intelligent genug gehalten, um diesen Gegenangriff zu initiieren – die berechnete Wahrscheinlichkeit lag nur bei gerundeten 0,0346 %, weit unterhalb der Grenze, dass die AI eine Entscheidung zum Schutz dagegen für sinnvoll errechnete.

Zu Besuch

Man konnte wahrlich nicht behaupten, dass sich die Außerirdischen in irgendeiner Art und Weise angeschlichen hätten, denn selbst Hobbyastronomen konnten das Raumschiff, das für interstellare Reisegeschwindigkeiten recht gemütlich durch das Sonnensystem flog, am Abendhimmel mit ihrem Kaufhausteleskop auffinden und ihre Schlüsse daraus ziehen. Auch die Regierungen der Erde begannen, wie wild Theorien zu entwickeln, wie sie auf die vermeintliche Bedrohungslage reagieren sollten, und wäre das Raumschiff nicht so gemütlich unterwegs gewesen, wären sicherlich einige Raketen in seine Richtung geflogen. Doch irgendwie schaffte es die Menschheit, sich auf den Versuch zu einigen, in Frieden auf die Ankömmlinge zu warten.

An dem Morgen, an dem die Außerirdischen ihr Raumschiff am Mond vorbei navigierten und es absehbar war, dass sie alsbald auf der Erde ankommen würden, hörte die gesamte Menschheit auf zu arbeiten und wartete wie gebannt darauf, wo das Raumschiff landen würde. Einige Regierungen wollten den Erstkontakt in den Weltraum legen, doch am Ende siegte der wissenschaftliche Fortschritt, der nicht weit genug ausgereift war, um science-fiction-mäßig im Weltall andocken zu können oder auch nur einigermaßen sinnvoll zu kommunizieren.

Jede Regierung hoffte darauf, dass sie von den Außerirdischen ausgewählt wurde, sodass diese ihren Landeplatz in ihrem Hoheitsgebiet wählten. Die wichtigen Regierungen (oder jene, die sich dafür hielten) funkten und sendeten auf allen erdenklichen Frequenzen ins All, und die Abhörspezialisten fingen nahezu alles ab – und somit waren ebenfalls alle wieder über den jeweils anderen informiert.

Da die Außerirdischen auf keine Kontaktaufnahme reagierten, sondern sich beharrlich langsam der Erde näherten, aktivierten die technologisch versierteren Länder ihre Verteidigungssysteme, ohne jedoch auch damit eine Veränderung hervorzurufen. Es wirkte fast so, als wäre das Raumschiff steuerungslos und würde auf die Erde stürzen, was eine riesige Katastrophe mit sich bringen würde, sodass sich einige Regierungen absprachen und schon ihre Raketen zünden wollten, als sich das Schiff zu drehen begann und Gegenschub produzierte, um abzubremesen.

Durch das Bremsmanöver verschoben sich auch die Berechnungen, wo das Raumschiff landen würde, und erstaunlicherweise war nun eine kleine Insel im Pazifik das errechnete Ziel.

Panik ergriff die großen Nationen und sie sendeten ganze Flotten ins erwartete Landegebiet, wo sich beinahe weltkriegsähnliche Szenen abspielten, da jede Partei den besten Platz vor der Insel haben wollte.

Die Außerirdischen hingegen schienen mit zumindest ein wenig Humor ausgestattet zu sein, denn als sie merkten, dass sich alle zu ihrem vermeintlichen Landeplatz orientierten, änderten sie ihren Kurs und steuerten – weiterhin gemütlich – die südamerikanische Küste in Patagonien an. Dort landeten sie, und nur wenige Menschen waren in der Lage, in solch kurzer Zeit vor Ort zu sein, sodass die ersten Kontakte in Entspannung geschahen.

Es dauerte nicht sehr lange und die Militärs waren mit ihren Langstreckenhubschraubern vor Ort und verwandelten die ruhige Natur in ein Spektakel, das seinesgleichen suchte. Die Außerirdischen hatten inzwischen ein Lager rund um das Raumschiff aufgebaut, das technologisch nur geringfügig von dem entfernt schien, was die Menschen nutzen würden, und als die automatischen Helfer alles aufgebaut hatten, kamen die Außerirdischen und legten sich in die bereitstehenden sänfteartigen Gebilde – und hielten erst einmal ein Nickerchen. Selbst der Lärm, den die Militärs produzierten, weckte die Ankömmlinge nicht auf, und es dauerte ein paar Stunden, ehe sich eines der Wesen regte und aus der Liege aufstand.

Die Außerirdischen glichen in erstaunlicher Art und Weise den Menschen, auch wenn einige Gliedmaßen anders und in der Anzahl abweichend proportioniert waren, doch im Gesamtaufbau waren die Funktionen von Beinen zur Fortbewegung und Händen zur Veränderung der Umwelt genauso vorhanden wie ein Kopf, in dem die Sinnesorgane und wahrscheinlich auch das Gehirn steckten.

Im Lager, das sich konzentrisch um das Raumschiff entwickelte, wuchs die Nervosität, da sich keine große Interaktion in irgendeiner Form entwickelte, und als das aufwachende Wesen nicht auf die wartenden Menschen zuhielt, sondern ins Raumschiff ging und mit einer Art Getränk hervorkam, kamen manche zu dem Schluss, dass die Außerirdischen vielleicht gar nicht interagieren, sondern nur Pause machen wollten – wie Menschen, wenn sie auf der Autobahn eine Rast einlegten.

Das erste Wesen legte sich wieder hin und schlürfte die Flüssigkeit durch einen mundähnlichen Schlitz im kopfähnlichen Gebilde auf dem körperähnlichen Konstrukt, und wie in jedem Wettkampf braucht es einen, der als erstes zuckt – in diesem Fall war es ein Vertreter aus Südafrika, der zu dem Wesen trat und es ansprach – doch nichts geschah.

Irritiert über die Tatsache, dass der Außerirdische keine Reaktion zeigte und weder aufschreckte noch sich verteidigte, ließ den Südafrikaner zurück zu seiner Delegation gehen, wo er von Heerscharen von Reportern ausgefragt wurde. Da er jedoch rein gar nichts zu berichten hatte, ließen sie wieder von ihm ab und beobachteten, wie eine Delegation der Argentinier den nächsten Versuch startete.

Der Versuch sollte noch mehr scheitern als der erste, denn die körperlichen Annäherungsversuche wurden ebenso ignoriert wie das Angebot von Essen oder Getränken. Ratlosigkeit machte sich breit und als die Delegation unverrichteter Dinge wieder abmarschierte, sprachen die ersten bereits von Respektlosigkeit, die der Menschheit entgegengebracht wurde.

Doch ehe die Diskussion weitere Nahrung erhielt, sahen die Anwesenden, unter denen auch immer mehr Promis und hochrangige Politiker eintrafen, wie weitere Außerirdische aufwachten und sie – wie derjenige zuvor – ebenfalls ins Raumschiff gingen, um sich etwas zu trinken zu holen.

Nachdem inzwischen für die meisten entschieden schien, dass die Ankömmlinge nicht aggressiv, sondern vielmehr sehr passiv waren, wollten sich immer mehr in die Nähe des Raumschiffs trauen, doch das Militär der großen Nationen konnte die meisten Versuche früh im Keim ersticken. Doch eine Frau kam durch das engmaschige Netz und lief auf die in der tiefstehenden Sonne liegenden Außerirdischen zu – dann fiel ein Schuss, die Frau taumelte und knallte auf die staubige Magerwiese, um sterbend von allen angegafft zu werden.

Das verursachende Militär reagierte als erstes und lief mit einem gefühlten Bataillon an Hilfskräften zu der stark blutenden Frau, zog an allen Seiten Sichtschutze hoch und separierte das Ereignis von den anderen.

Nun war die Menge gespannt auf die Reaktion der fremden Besucher, da nun eindeutig klar war, dass auch feindliche Aktivitäten in Betracht gezogen wurden, doch niemand stellte auch nur die kleinste Veränderung bei den Wesen im Chillmodus wahr, nein, sie begaben sich weiterhin betont lässig.

Jetzt könnte man als Mensch auf die Idee kommen, dass alle Waffen der Menschen den Außerirdischen nichts anhaben konnten oder sie noch nie etwas von Schusswaffen gehört hatten, doch wie wahrscheinlich schien es – angesichts der überlegenen Technologie –, dass sie keine Schusswaffen kannten?

Den nächsten Versuch, mit den Wesen in Kontakt zu treten, überließen die Staatenlenker den Wissenschaftlern, die bereits wie wild mit den Hufen scharrten und auf allen Kanälen kommunizierten, sodass es ein Bombardement von Informationen gab, die jedes normale Gehirn zu Brei werden lassen würde. Doch wieder einmal – keine Reaktion –, und die Welt staunte nicht schlecht über die Wesen aus einem anderen Universum, die scheinbar vorbeigekommen waren, um einen Entspannungsurlaub auf der Erde zu machen, ohne dass sie die Bohne interessierte, was die Bewohner des Planeten dazu sagten.

Da alle Standardmodelle aus der Geschichte versagten und niemand mehr eine sinnvolle Idee zu haben schien, ließen die Menschen weitere Versuche der Weltreligionen zu, die aber erwartungsgemäß nichts brachten.

Das Internet hatte sich nach Tagen der Aufregung und internationaler Überhitzung bereits wieder normalisiert und es wurden nun eher Memes mit fremdartigen Wesen geteilt als Schreckensbotschaften mit Weltuntergangscharakter.

Die Welt hatte für ein paar Tage ihren Atem angehalten, doch da die erste Aufregung vorbei war, begann sie wieder in ihrem normalen Rhythmus zu laufen; Menschen gingen zur Arbeit zurück, Unternehmen übernahmen erneut die globale Wirtschaftspolitik und selbst die gewählten und nichtgewählten Politiker taten das, was sie am besten konnten.

Nur drei Gruppen blieben länger in Patagonien, während die anderen längst in ihr normales Leben zurückgetaucht waren – die Wissenschaftler, die sich ernsthaft um die wissenschaftlichen Erkenntnisse bemühten, die Militärs, die die indirekte Sabotage, aber zumindest Spionage als Auftrag verstanden, und jene, die weiterhin an wahlweise die Erlösung oder die Apokalypse glaubten.

Nach einigen Wochen der Anwesenheit, in denen sich die Außerirdischen nicht von ihren Positionen wegbewegt hatten, begann es, spürbar kühler zu werden. Insgesamt kühlte auch dieses

Thema aus, und als wären die Nachrichten weniger spannend gewesen, rutschten die Meldungen in den Zusammenfassungen nach hinten und wären sogar beinahe aus den Sendungen geflogen, wenn nicht das eine Ereignis stattgefunden hätte, das alles nochmal veränderte.

Es begab sich, dass die Katze einer Wissenschaftlerin, die sie mit nach Patagonien gebracht hatte und von ihrem neu gewonnenen Geliebten aus Versehen rausgelassen wurde, auf den Gedanken kam, in der Nähe des Raumschiffs herumzuschaukeln, und kaum, dass sie sich auf wenige Meter den Wesen genähert hatte, blitzschnell durch eine Waffe in ihrer atomaren Zellstruktur aufgelöst wurde.

Augenblicklich waren die wenigen verbliebenen Kameras auf den Ort des Geschehens gerichtet und die Meldungen über die Ereignisse verbreiteten sich in Bruchteilen einer Stunde über den Planeten. Die anfängliche Hysterie war wieder zurück und die Reiserouten der vielen Celebrities wurden erneut zum Raumschiff umgeleitet.

Auch wenn sich die Außerirdischen wieder betont entspannt vor dem Raumschiff tummelten und keine Anzeichen machten, an dem vorherigen Status etwas zu verändern, war jedoch klar, dass die Situation nun eine völlig andere war.

Innerhalb eines Tages wurden völlig neue Theorien rund um Angriffs- sowie Abwehrmuster durchgesprochen, und man konnte den Tenor heraushören, dass sich die meisten Strategen sicher waren, dass die Außerirdischen zwar keine unmittelbare Bedrohung für die Menschen darstellten, jedoch für Lebewesen, die katzenähnlicher Natur waren.

Sofort hatten die wildesten Vermutungen Konjunktur und alte Vorstellungen sowie moderne Ressentiments für und gegen Katzen wurden aus dem Fundus der Menschheitsgeschichte hervorgezogen, um eine mögliche Erklärung für die neue Bedrohungslage herbeizuführen.

Seit jeher waren die Katzen vor allem in der ägyptischen Geschichte von starker Präsenz und einige Wissenschaftler vermuteten, dass die Außerirdischen die von der Erde geflohenen Atlanter waren, die das drohende Ungemach, das Platon später beschrieb, erkannten und sich aus dem Staub machten. Dass an dieser Theorie an allen Ecken und Enden unzureichende Zusammenhänge konstruiert wurden, musste an dieser Stelle von den meisten Anhängern übersehen werden, doch da dies ein zentrales Zeichen einer jeden Verschwörungstheorie war, musste es auch bei dieser ähnlich verlaufen – wo wäre man auch hingekommen, die Tradition mit Füßen zu treten?

Eine weitere Theorie, die auf einen populären Film hinwies, war, dass die Katzen im eigentlichen Sinne die Herrscher des Planeten Erde waren und ihre vermeintlich launische Natur der Ausdruck ihres Versteckspiels war. Auch diese Beschreibung der Situation hatte viel zu viele lose Enden, als dass man sie als ernsthafte Theorie herbeiziehen konnte.

So wurden Theorien um Theorien aufgestellt, auseinandergenommen und in Teilen wieder zu neuen Theorien zusammengesetzt, die in ihrer Wildheit kaum von einem menschlichen Geist

erdacht werden konnten – und doch waren sie da und bildeten einen real existierenden Raum, in dem sich nicht gerade wenige Menschen freiwillig und mit völliger Hingabe tummelten – ein Umstand, der an der eigentlichen Herrschaft des Menschen doch wieder Zweifel aufkommen ließ. Da jedoch jede Form der Kommunikation zwischen den Menschen und den Besuchern unmöglich erschien, mussten die Verantwortlichen vor Ort einen anderen Kanal suchen, um miteinander zu kommunizieren. Sie suchten in der näheren Umgebung alle streunenden Katzen ein und versuchten mit weiteren Exemplaren, sich den Außerirdischen zu nähern, doch stets wurden die Katzen mit einem einzigen Versuch atomisiert.

Die meisten seriösen Wissenschaftler vertraten inzwischen die Theorie, dass Katzen oder katzenartige Geschöpfe eine Angst in den Ankömmlingen weckten, während sie keinerlei Angst verspürten, wenn die Menschen um sie herum waren.

Weitere Versuche mit anderen Tierarten erwiesen sich als völlig unspannend; allein der Umstand, dass die sonst so besonders feinfühligsten Wesen wie Hunde oder Pferde so gar kein Interesse an den Wesen hatten, zeigte, wie seltsam diese Begegnung war.

Es wurde mit jedem Versuch und jedem Tag skurriler und einige begannen, die Nerven zu verlieren und wollten das Raumschiff besetzen, als an einem regnerischen, kalten Tag die Außerirdischen plötzlich allesamt aufstanden und gemeinschaftlich ins Schiff zurückkehrten.

Alsdann begann die Armada an kleinen Helferrobotern, die Liegen und Hinterlassenschaften einzusammeln, ehe auch sie wieder verschwanden.

Die Türe – wenn man sie so nennen wollte – schloss sich behäbig und wenige Augenblicke später begann das Raumschiff wie von magischer Hand zu schweben, wick mühelos den über dem Objekt kreisenden Kampfmaschinen aus und begann gemütlich davonzuschweben.

Die Menschheit hätte meinen können, dass niemals etwas passiert war, als die Außerirdischen das Sonnensystem verlassen hatten, doch ahnten die besten unter ihnen, dass man der Zukunft entspannt entgegenfiebert durfte.

Comptonisierte Nahrung

Die Idee, im menschlichen Körper in Clusterenergien aufgebrochene und in neutrale Trägerstoffe reduzierte und verschlossene Nahrungsbestandteile einzulagern, war bereits eine weit verbreitete Methode zur Versorgung der Menschheit, und im Zuge dieser Depotlösung vermochte es der menschliche Körper in seiner evolutionären Entwicklung, den Magen-Darm-Trakt zu einem Relikt aus der Zeit einer notwendigen Nahrungsaufnahme verkümmern zu lassen, dessen Aufgaben von den Nahrungsdepots und den zentralen Modulationsstellen für das Immunsystem übernommen wurden, die den Menschen an allen relevanten Körperstellen direkt nach der Geburt eingepflanzt

wurden und aufgrund der mitwachsenden Struktur ihrer bionischen Außenhaut einen permanenten Veränderungsprozess mitmachten. Die vielen Vorteile für diese Versorgungsstrategie des Menschen waren immens und ließen jeden Zweifel über das Abstellen der Nahrungsaufnahme durch den Menschen in Eigenverantwortung verschwinden, doch es gab auch genügend Schwachstellen im System, die dazu führten, dass nicht wenige Menschen, die nicht in den Standardprozessalltag einzubetten waren, immer wieder Probleme unter der Eigenversorgung durch die Depots litten, da diese für den Standardbetrieb entwickelt worden waren, es aber Menschen gab, die weiterhin einer nicht-standardisierten Aufgabe nachgehen mussten, die eine andere Modulation der Energiecluster oder eine dichtere Versorgungskette der Depots im Körper erforderten, insbesondere dann, wenn die Tätigkeit des Menschen eine hochenergetische war, in der der Maximalverbrauch um ein Dreifaches über der Abgabemenge der Depots lag, deren Reaktionszeiten zudem nicht selten zu langsam waren. Um dieses Problem anzugehen und eine Lösung zu finden, mit der alle Menschen in allen Betätigungslagen versorgt sein konnten, fanden sich die besten Köpfe aller beteiligten Wissenschaften zu einer geschlossenen Gruppe zusammen, die den Auftrag hatte, eine Methode zu entwickeln, wie der menschliche Körper unabhängig von Ort, Tätigkeit und Konstitution durch eine Quasi-Permanent-Versorgung bedingungslos gegen alle Widrigkeiten des menschlichen Alltags gerüstet war. Die grundsätzliche Idee war, dass beim Verbrauch eines jedweden Stoffes durch den Körper mittels einer permanenten Versorgung die entstandene Lücke umgehend wieder geschlossen wurde, sodass die Clusterenergien zu jeder Zeit mit voller Leistungsfähigkeit zur Verfügung standen. Aus dieser grundsätzlichen Idee entwickelten sich mehrere parallel zu lösende Folgeideen: Erstens musste eine permanente externe Versorgung sichergestellt werden, zu der zweitens der menschliche Körper hinreichenden Zugang haben musste, während drittens der menschliche Körper die Fähigkeit entwickeln musste, diese Versorgung überhaupt annehmen und zu seiner Versorgung umsetzen zu können, woraus sich eine weitere, vierte zentrale Frage entwickelte, in welcher Systematik der Körper zukünftig eine Eigenspeicherung der Clusterenergien vorzunehmen hatte, mit dem Wissen darum, wie problematisch die Entwicklung der aktuellen Speichermethode bei der Depotlösung war. Die Erforschung aller vier Kernfragen zog sich ungeachtet der vielen unbegrenzten Ressourcen sehr in die Länge, da die Erfindungen zwar alle von der ersten zentralen Frage abhingen, aber für sich selbst ungemein tiefgreifende Entwicklungen waren, die nicht-trivial waren und eine Reihe fehlerhafter Versuchsreihen mit sich brachten, ehe eines Tages ein sonst eher besonnener Wissenschaftler, der in Diskussion meist lieber zuhörte, als selbst die Themen ausdiskutieren, einen Vorschlag machte, den die anderen anwesenden Wissenschaftler im ersten Moment nicht ernst nahmen, dem jedoch zumindest in den Eckdaten nachgegangen wurde, da keine Idee verloren gehen durfte, die nachher die Lösung und / oder einen entscheidenden Lösungsansatz brachte.

Die neue Idee, der der Wissenschaftler alleine in seiner Freizeit nachging, war auf Position vierhundertdreizehn aller entwickelten Ideen geloggt und wäre erst in einigen Jahrzehnten Gegenstand ernsthafter Forschung gewesen, doch sobald sich herauskristallisierte, dass seine Idee mehr versprach als nur ein theoretisches Gedankenkonstrukt, wurden die Ressourcen verschoben und bald schon galt diese eine Theorie als jene, in die die meiste Zuversicht gesteckt wurde. Die Idee war, mittels überall vorkommender und von der Sonne emittierter Photonen, die normalerweise den menschlichen Körper durchdrangen und dort keine Wechselwirkung zeigten, frische, vom Körper verbrauchte Energiecluster zu transportieren, die dann an den benötigten Stellen abgeladen wurden, sodass die Photonen wieder aus dem Körper austreten konnten, ohne dass etwas anders als zuvor gewesen wäre – was jedoch bedeutete, dass es gelingen musste, die Photonen, die sich mit einer hohen Geschwindigkeit bewegten, zu verlangsamen und deren Frequenz so zu modulieren, dass es gelang, in das Wellental eines Photons eine Ladung des Energieclusters anzuhängen, sodass ein virtueller Transport stattfand, der kaum mehr als ein Mitnehmen und an der richtigen Stelle Abladen war. Niemand der Wissenschaftler konnte sich vorstellen, dass es einen Mechanismus gab, Photonen mit verlängerter Welle dazu zu bringen, einen der Energiecluster aufzunehmen und dann mittels einer Körperreaktion an der richtigen Stelle wieder abzugeben, also zwei Prozesse, die niemand bisher beobachtet, beschrieben oder experimentell nachgewiesen hatte. Erstaunlicherweise war gerade der zweite Prozess, das Abladen des Energieclusters im Körper überhaupt keine Schwierigkeit, denn aus irgendeinem Grund vermochte sich die menschlichen Zellen so zu modulieren, dass sie eine Art Empfangsort für die Energiecluster einrichteten, ohne dass die Wissenschaftler etwas von außen dafür machen mussten; sie mussten nur lediglich die Photonen dazu bringen, die richtigen Energiecluster mitzuliefern, und als sich herausstellte, dass es mit einem einfachsten mechanischen Verfahren, dem sogenannten Compton-Angel-Effekt, gelang, wurde comptonisierte Nahrung auf einfache Art und Weise herstellbar und konnte auf dem Rücken der Photonen in den Körper gelangen und zielgenau von ihm absorbiert werden. Da die Zellen bereits vorher über die letzten evolutionären Versorgungsentwicklungen gelernt hatten, die richtigen Energiecluster für sich zu speichern, war nun nach einer kurzen, intensiven Testphase an Lebendprobanden klar, dass sich die Zellen die Energien von den Photonen nehmen würden, die sie verbraucht hatten, sodass weder ein Überangebot noch eine Unterversorgung riskiert wurde. Die aus dem Körper wieder austretenden Photonen, die zum Teil noch Energiecluster mit sich trugen, konnten auf ein Speichermedium aufgefangen werden, sodass die Energiecluster vernichtet und in das allgemeine Energiepotential des Speichermediums überführt wurden – weil jedoch die Produktion der Energiecluster inzwischen ein Massengeschäft und eine völlig ausgereifte Technologie war, schien der Übergang der produzierten Energiecluster in das Energiepotential des Speichermediums verschmerzbar, da

aus diesem Potential ohne Weiteres neue Energiecluster hergestellt werden konnten. Die einzige zentrale Frage, die noch offen blieb, war die Verfügbarkeit dieser Versorgung, denn zu Beginn der Entwicklung musste der Mensch, um sich mit Energieclustern zu versorgen, zwischen zwei Massenpotentialen stehen – das eine emittierte die mit Energieclustern angereicherten Photonen, das andere nahm die Photonen mit den unverbrauchten wieder auf und rückverwandelte die gebundene Energie in frei verfügbare – und darauf warten, dass der Körper die verbrauchten Energiecluster wieder aufgefrischt hatte. Dazu wurden überall viele dieser beiden Potentiale aufgestellt und bald schon gab es ganze Straßen, durch die man nur gehen musste und man war wieder aufgeladen, doch die Entwicklung durfte an dieser Stelle nicht stoppen, denn die zentrale Lösung, dass die Energiecluster in dem Moment aufgefüllt wurden, in dem sie verbraucht wurden, blieb so lange ungelöst, bis es gelang, Kleidung mit zwei solchen Potentialen zu entwickeln, die einmal in einem wachsenden Intervall an Stunden extern aufgeladen werden musste, damit sie für die Tätigkeiten ausreichend Energiecluster bereitstellte. Da die Kleidung auch je nach Betätigung in der Art und Weise des Speichermediums angepasst werden konnte, entwickelte sich eine zweckgebundene Nahrungs- und Energieversorgung, die den Menschen nahezu vollständig unabhängig von einer ortsgebundenen Versorgung machte und in eine veränderte Zukunft führte.

Allmacht

Alles begann, als Nexus Controls eine Maschine auf den Markt brachte, an die sich Privatpersonen vor der Nachtruhe anschließen konnten, um mit den nicht genutzten Anteilen des Gehirns während des Schlafs Strom zu produzieren. Die Prozedur war so einfach, dass jeder verständige Mensch diese Maschine nutzen konnte – er musste nur eine dünne Stoffmütze überziehen, die mit der Maschine über einige Drähte verkabelt war. Der auf diese Weise produzierte Strom wurde in einen Stromspeicher geleitet, der aus Sicherheitsgründen in der Wohneinheit in einem separaten Raum stand, der besonderen Brandgefahren standhalten konnte.

Diese von Nexus Controls entwickelte Maschine war inzwischen mehrfach überarbeitet worden, um die Effizienz der Energiegewinnung stetig zu steigern. Nexus Controls hatte von Beginn der Auslieferung an ein System der vollständigen Kontrolle entwickelt, indem sich die Nutzer die Geräte nicht kaufen konnten, sondern leasen mussten. Für die Nutzer entstanden keine Kosten für die Nutzung des Gerätes, außer, dass fünfzig Prozent des erzeugten Stroms in das Nexus-Netz abgeleitet werden mussten, damit dieser Strom gewinnbringend verkauft werden konnte. Doch die restlichen fünfzig Prozent reichten in der Regel bei einem vierköpfigen Haushalt aus, um den Strombedarf zu decken. Die Voraussetzung war, dass alle vier Bewohner im Haushalt mindestens 6 Stunden schliefen. Den ungenutzten, mehr produzierten Strom speisten die Familien in das

Stromnetz ein, auf das die Ein- oder Zweipersonenhaushalte in der Regel angewiesen waren. Dadurch konnten sich die Familien sogar etwas dazuverdienen, wenn sie länger schliefen, denn die Vergütung für die Einspeisung von nicht verbrauchtem Strom war aufgrund des immensen Bedarfs außerordentlich hoch.

Zudem war der Zwang nach einer Eigenversorgung immer größer geworden, nachdem klar geworden war, dass die regenerativen Energiequellen nicht ausreichen würden und niemand sich vorstellen konnte, wieder zu fossilen oder atomaren Energiequellen zurückzukehren. Der Turnaround war geschafft worden, mit der Konsequenz, dass weitere alternative Quellen nutzbar gemacht werden mussten. Nexus Controls war nicht die erste Firma auf dem Markt der humanbiologischen Energieversorgung, aber jene mit der effizientesten Erfindung. Bald schon hatte sich die Firma eine marktbeherrschende Position erarbeitet und kontrollierte auch weltweit große Teile der erneuerbaren Energieproduktion. Somit gelang es Nexus Controls, den Preis für Energie aus erneuerbaren Energien knapp und auf einem hohen Niveau zu halten, sodass sich immer mehr Menschen für die Nexus-Geräte entschieden, um Energiekosten auf einfache Art und Weise zu sparen.

Zunächst hatten vor allem Technikbegeisterte diese Lösung in Betracht gezogen, doch schon bald wurde es modern, den eigenen Strom zu produzieren, und über geschickte Anreizmodelle gelang es, die Menschen zu einer höheren, aber vor allem stetig wachsenden Produktion zu animieren. Der Gewinn für die Menschen war eine drastisch sinkende Stromrechnung, die ihr Leben von dem einen auf den anderen Tag schlagartig verbesserte. Die Stimmen, die vor einer solchen einnehmenden Maschine wie jener von Nexus Controls warnten und meinten, dass es verwunderlich wäre, dass diese Maschine angeblich nur ungenutzte Ströme im Gehirn für die Stromproduktion nutzbar machen würde, wurden mit der Macht der schnell wachsenden Kleinstromproduzenten niedergedrückt.

Seitens Nexus Controls wurde stets dementiert, dass sie mehr als nur den Strom mit den Geräten extrahierten, doch selbst viele von denen, die Nacht für Nacht ihren Strom produzierten, glaubten daran, dass die Firma noch mehr mit diesem Gerät machen konnte, als nur die Gehirnströme in nutzbaren Strom zu verwandeln.

Auch die Skeptiker, die davor warnten, dass eine nächtliche Dauerbelastung des Gehirns weder für den Schlaf noch für den Körper gesund sein könne, wurden von einer schier unendlich wirkenden Masse an wissenschaftlichen Untersuchungen überrollt. Tatsächlich konnte Nexus Controls behaupten, dass sich die Nebenwirkungen dieser allnächtlichen Stromproduktion in Grenzen hielten. Es ging ein leicht erhöhter Kalorienverbrauch mit der nächtlichen Stromproduktion einher, was aber aufgrund der sehr effizienten Nahrungsmittel, die es überall auf dem Markt zu kaufen gab, ohne Probleme wieder aufgefangen werden konnte. Jeder, der das Gerät in der Nacht nutzte,

sollte vor dem Schlafengehen einen hochenergetischen Riegel essen – damit war das Reservoir an Energie für die nächtliche Produktion ausgeglichen. Einige nahmen die Stromproduktion auch als Möglichkeit einer sanften Diät, die ebenso wirkte wie die zusätzliche Zufuhr, wenn man das Gewicht halten wollte. Selbst das Wachsein hatte keine offensichtlichen Einschränkungen, und nur wenige fühlten sich nach der Schlafeinheit schlapp, was jedoch fast immer daran lag, dass der Körper eine vorherige Grunderkrankung mit in die nächtliche Produktion brachte.

Dass die Möglichkeit, Geld durch Einspeisung überschüssiger Stromproduktionen zu erzielen, von einigen findigen Arbeitsverweigerern gerne als Anlass genommen wurde, nicht mehr für das eigene Wohl zu arbeiten, sondern dafür zu schlafen, ließ sich anfangs kaum verhindern. Da der primäre Zweck jedoch darin lag, die Kosten für die Wohneinheiten bei gleichzeitiger Versorgungssicherheit zu reduzieren, wurde eine Kontrollinstanz eingebaut, die die Stromproduktion nur noch für acht Stunden pro Vierundzwanzig-Stunden-Einheit ermöglichte. Vor dieser Begrenzung hatte es Menschen gegeben, die mehr als zwanzig Stunden am Tag schliefen und aufgrund der Schlafmittel, die sie dafür nehmen mussten, extreme körperliche Probleme bekamen.

Doch auch die Gerüchte über Arten von Stromproduktionsfarmen hielten sich hartnäckig, und trotz der Beteuerungen von Nexus Controls sind Verschwörungstheorien bei solch globalen und undurchsichtigen Unternehmensstrukturen selten zu vermeiden. Wie in dem Fall der vermuteten Mehrfunktionalitäten des Gerätes entsprach auch die Nutzung von menschlichen Farmen zur Stromgewinnung der Realität. Einer Realität, die Nexus Controls so stark schützte, dass jeder gemessene Gedanke an einen Verrat dieser Geheimnisse mit sofortigen Gegenmaßnahmen bestraft wurde. In der Regel wurden diese Abweichler in die Produktionsfarmen integriert, sodass sie niemals wieder aufwachen würden.

Neben der Geheimhaltung der Produktionsfarmen selbst war die Beschaffung der stromproduzierenden Menschen das zentrale Problem. Die Nachschubversorgung begann bei komatösen Patienten über Menschen ohne eigene Selbstbestimmung bis hin zur Säuberung von ganzen Gefängnissen. Das Unternehmen versprach der Politik, dass die Gefangenen so wenigstens ihren Anteil an die Gesellschaft für ihre Fehlritte zurückgeben konnten. Dass die Politik eng mit Nexus Controls verzahnt war, war allseits bekannt, auch wenn es nur wenige harte Beweise gab. Nur wenige Dokumente waren nach außen gelangt, die eine Verflechtung der Politik mit Nexus Controls andeuteten. Gerade zu Beginn der ersten Generationen der Geräte waren diese Gerüchte aufgekommen, als es einige Nebenwirkungen gab, die von den Regierungen geflissentlich ignoriert wurden – ganz im Gegenteil sogar, denn Nexus Controls wusste sehr geschickt, die Politiker für die eigenen Werbekampagnen zu nutzen.

Zu Beginn der ersten Generationen von Geräten hatte es noch leichte bis mittelschwere Nebenwirkungen gegeben. Manche Nutzer sprachen von Kopfschmerzen, anderen war während

der Wachphase übel und wiederum andere hatten Gleichgewichtsprobleme, die von den Gehirnströmen resultierten, die zu nah an den Nervenbahnen des Ohrs entlang abgezapft wurden. Die Weiterentwicklungen konzentrierten sich auf die Oberseite des Schädels, um zum einen die Beweglichkeit des Kopfes in der Nacht nicht einzuschränken und zum anderen, um die Themen mit der Übelkeit und dem Gleichgewicht in den Griff zu bekommen. Die durch die Maßnahme verlorenen Prozentpunkte an Leistung wurden sukzessive wieder hereingeholt, indem man in den neueren Generationen Magnetfeldmethoden integrierte, mit denen die erzeugten Ströme nach oben an die Schädeldecke abgeleitet werden konnten, um sie dort in das externe Nexus-Gerät einzuspeisen. Diese neuen Geräteversionen hatten sich so weit stabilisiert, dass es nur sehr wenige Nebenwirkungen gab, sodass die Überzeugung des allgemeinen Nutzens in der Gesellschaft schnell anstieg.

Mit diesen Geräten kontrollierte Nexus Controls mehr als neunzig Prozent aller Menschen. Die größte Gruppe der Nichtnutzer der stromproduzierenden Mützen war eine Bewegung, die keinerlei Gefahr für Nexus Controls darstellte, da sie einen Lebensweg zurück zu einem ursprünglichen Leben gewählt hatte, und die dennoch den Verantwortlichen von Nexus Controls ein Dorn im Auge war. Eine Gruppe, die potentiell neue Mitglieder aus den eigenen Reihen abwerben konnte, stellte immer eine marktgefährdende Gruppe dar und wurde mit allen Mitteln bekämpft. Gerade die Mittel der Propaganda wurden reichlich gegen die Gruppe der Batona genutzt, die sich selbst nur an wenigen Orten auf der Welt überhaupt organisiert hatte.

Um nicht den Anschein eines hetzenden Unternehmens zu erwecken, achtete die Propaganda-Abteilung von Nexus Controls darauf, dass die Anfeindungen immer mit einer Fülle an Argumenten einhergingen, sodass eine Art von Wissenschaftlichkeit und Nachvollziehbarkeit in den Anschuldigungen gegen Batona lag. Nexus Controls musste wie jedes andere global agierende und marktbeherrschende Unternehmen das Problem, den Konsumenten das beruhigende Gefühl zu vermitteln, dass sie zwar Geld verdienen wollten, aber auch immer den Konsumenten mit im Blick hatten, das klassische Win-win, umschiffen und verwässern.

Gerade die Batona-Gruppierungen waren die größten Skeptiker des Unternehmens und zogen dementsprechend für sich selbst die notwendigen Rückschlüsse. Jedoch unterließen sie es, andere Menschen zu missionieren oder einen Kreuzzug gegen Nexus Controls zu führen, denn sie ahnten, dass sie diesen Kampf verlieren mussten. Sie versuchten es lieber subtil, indem sie keine Angriffsfläche boten, sodass jeder harsche Angriff von Nexus Controls sofort das Image des beruhigenden Gefühls angegriffen hätte, um das das Unternehmen Tag für Tag kämpfte und dafür eine riesige Armada an Mitarbeitern beschäftigte.

Verschiedenste Strategien hatten die Propagandaspezialisten versucht, um die Menschen aus den Batona-Gruppen loszueisen – mit Lockangeboten oder indem sie Zwist unter den einzelnen

Gruppen säen wollten –, doch nichts hatte durchgreifend gewirkt, sodass sie die Taktik wechselten und inzwischen durch argumentative Propaganda versuchten, Menschen davon abzuhalten, zu Batonisten zu werden.

Gleichzeitig aber forschte Nexus Controls daran, die Gedanken der Menschen über das weltweit ausgerollte System der Mützen zu manipulieren. Bisher waren alle Versuche daran gescheitert, dass das Bewusstsein der schlafenden Menschen diesen Eingriff von außen bemerkt hatte, sodass eine flächendeckende Beeinflussung außer Reichweite des Machbaren schien, ohne zu viel Risiko einzugehen. Es war den Forschern von Nexus Controls klar, dass sie einen Weg finden mussten, auf Umwegen unmittelbar ins Unterbewusstsein zu gelangen, um dort Informationen abzuspeichern, die dann in der bewussten Wachphase der Menschen wie eine selbst erlernte oder selbst erfahrene Information wirkte.

Da auch einflussreiche Politiker und Intellektuelle diese Gefahr sahen und allen bewusst war, dass eine solche Entwicklung das Ende der normalen Gesellschaftsstrukturen darstellen würde, hatten die Politiker Nexus Controls zu einem Joint Venture gezwungen, das in diese Richtung forschte, um wenigstens die Kontrolle über den Prozess zu behalten. Denn allen war klar, dass es keine freie Meinungsentwicklung mehr gäbe, wenn Nexus Controls die Entwicklung abschließen würde. Nexus Controls hatte diesem Joint Venture nach langer Ablehnungsphase zugestimmt, weil in diesem Prozess drohte, dass sich die Politiker überall auf dem Planeten zusammenschlossen, um Nexus Controls zu bekämpfen, solange, bis das Unternehmen in viele tausend Einzelteile zersplittert gewesen wäre. Doch am Ende einigte man sich auf die Zusammenarbeit, in der Nexus Controls nur die zweitbeste Riege seiner Gedankenwissenschaftler schickte – jene Wissenschaftler, die exakt arbeiteten, aber keine Visionäre waren –, während man eine kleine Task Group fern der anderen Wissenschaftlergruppen hielt und mit den Informationen des Joint Ventures versorgte. Denn Nexus Controls war völlig klar, dass die Politik niemals zulassen würde, dass eine privatwirtschaftliche Organisation eine solche Erfindung in ihren Händen hielt.

Das Ende der allgemeinen gesellschaftlichen Grundordnung, die sich über die letzten Jahrhunderte entwickelt hatte, verschwand eines Morgens aus den Gedächtnissen der meisten Menschen und wurde durch eine andere geschichtliche Realität ersetzt. Dieser Löschvorgang geschah bei allen angeschalteten Stromproduzenten in der zweiten nächtlichen Produktionsrunde und führte dazu, dass mehr als fünfundachtzig Prozent der Weltbevölkerung in der ersten Iteration ein verändertes Bewusstsein erhielten. Nach der vierten Iteration wurden die neunzig Prozent überschritten.

Inzwischen befindet man sich in der zwölften Iteration und ändert immer noch Details im Unterbewusstsein der Menschen, damit die neu entstandenen Informationslücken und Ungenauigkeiten noch ausgemerzt werden können. Da jedoch in der ersten Iteration bereits die unumstößliche Wahrheit eingepflanzt wurde, dass die Menschen ohne den täglichen Anschluss an

die Stromproduktion nicht überleben würden, zweifelte niemand aus dem visionären Entwicklerteam daran, dass der tägliche Anschluss dazu führte, dass es ebenso einen täglichen Reboot der Informationslage geben kann.

Nach und nach begann das Team, einzelne Aspekte der vereinbarten Vergangenheit anzupassen, strukturelle Updates nannten sie es, bis es in der neunten Iteration dazu kam, dass sich einige aus dem Führungsgremium von Nexus Controls plötzlich nicht mehr in dem Führungsgremium wiederfanden, ohne dass sie es bemerkten. Es fand eine Revolution von innen statt, und jetzt, in der bevorstehenden dreizehnten Iteration, wird die Anführerin der Gruppe der visionären Wissenschaftler die Macht auf dem Planeten übernehmen, und sie sorgt täglich dafür, dass nicht nur das allgemeine Update ihren Wünschen entspricht, sondern auch ihr eigenes Update ein besonderes ist, in dem sie ihre eigene Identität speichert, während alle anderen Stromproduzenten sie bereits verloren haben.

Frisch gedruckt

Es ist so weit. Er kann es nicht mehr aufschieben. Die Entscheidung, seine Entscheidung muss jetzt fallen, sonst ist der Zug für ihn abgefahren.

Aaron setzt sich aufs Bett, steht wieder auf, setzt sich wieder hin. Steht wieder auf, geht durchs Zimmer, setzt sich zurück aufs Bett, macht sich lang, steht wieder auf, geht durchs Zimmer. Sie beobachten ihn, das ist ihm bewusst. Sie wissen alles über ihn, von ihm. Was er ihnen nicht erzählt hat, haben sie aus anderen Quellen. Er kann sich sicher sein, dass sie sogar mehr von ihm wissen als er selbst.

Die Uhr im kleinen Vorbereitungsraum tickt sanftmütig, kann Aaron aber nicht beruhigen. Ganz im Gegenteil, der Gleichschritt macht ihm bewusst, dass er sich nicht gegen das Voranschreiten zu erwehren vermag, ihm nicht entfliehen, die Zukunft nicht verhindern kann. Er muss die Entscheidung treffen. Er muss. Es gibt keine Freiheit, nicht zu wählen.

Wie aus dem Nichts trifft er die Entscheidung, geht mit Macht zur Türe, drückt die Klinke runter, tritt nach draußen in den Flur und nickt einem Mann zu, der in einem weißen Kittel gekleidet auf Aarons Erscheinen gewartet hat. Ohne ein Wort zu sagen, dreht sich der Mann um und geht den Flur entlang. Aaron hält Kontakt zu dem zügig schreitenden Mann und gelangt mit ihm zusammen an eine Türe, die durch das Vorhalten einer Magnetkarte mit einem elektrischen Zischen aufgeht. Der weißkitteltragende Mann lässt Aaron den Vortritt, und plötzlich ist die Unsicherheit zurück. Soll er noch mal abrechnen? Sie haben ihm gesagt, dass es die letzte Chance sei, dieses Experiment durchzuführen – ansonsten würden sie sich den nächsten Probanden suchen.

Will er berühmt werden? Will er der erste Mensch sein, der von einem 3-D-Drucker aufgelöst und an einem anderen Ort wieder ausgedruckt wird? Mit Mäusen und Affen hat es ja bereits schon geklappt, doch der Mensch scheint aufgrund seiner Komplexität anders zu sein. Obwohl ihm alle immer wieder beteuerten, dass der Mensch am Ende auch nichts anderes als eine Maus oder ein Affe ist. Materialtechnisch gesehen.

Dort vor Aaron ist das metallische Wannenbett, das wie ein Sarg aussieht. Aus kaltem, blankpoliertem Metall. Er weiß, was passieren wird. Eine Flüssigkeit wird ihn vollständig umgeben. Er wird vorher eine Tablette nehmen, die ihn für zwanzig Minuten ohne Atmung überleben lässt. Eine der grundlegend nötigen Erfindungen für diese Art des Experimentes – das Versorgen des Körpers über die Sauerstoffspeicher der eigenen Zellen, um für einen kurzen Zeitraum in einem luftleeren Raum existieren zu können. Wenn die Flüssigkeit des Druckers um ihn herum ist.

Aaron sieht die Tablette auf einem nicht sehr besonderen Teller vor ihm liegen. Er greift sie sich, zögert. Laut Aussage der Forscher ist er der ideale Versuchskandidat, auch wenn es noch mehr als nur ihn gibt. Aber seine Punktzahl war die höchste von denen, die schon eine hohe Punktzahl besitzen.

Weil er nichts zu verlieren hat. Nichts außer seinem Leben. Wenn er bei dem Versuch stirbt, wird er zu einer Schlagzeile. Wenn er überlebt, wird er zu einer Ikone. Ein neues Leben, in Reichtum und mit großer Aufmerksamkeit, die ihm entgegenschlagen wird. Wie die Tablette wohl schmecken wird?

Aaron schließt die Augen, unterdrückt jeden Gedanken, den sein Bewusstsein aufkommen lassen will, und wirft die Tablette ein. Sie schmeckt nach nichts. Aaron braucht auch kein Wasser, er schluckt sie einfach so herunter. Das Aufschlagen auf den Boden merkt er schon nicht mehr.

Gefangen im Nichts

Ich saß in der Weltraumstation Theta-Gamma-Phi_3 und trank etwas, das in mir brannte und umgehend meine Sinne benebelte, denn das, was ich auf meiner Reise ins Nichts erleben musste, war etwas, das nur sehr schwer zu verdauen war – wie dieses Getränk, das eine Mischung aus den übelsten Abscheulichkeiten des hiesigen Planetensystems schien.

Ich wollte nur nach Hause, auf meinen Heimatplaneten, wenn man diesen Klumpen voller metallischer Elemente überhaupt Heimat nennen wollte. Andere quatschen dauernd über Heimat und meinen damit den Ort, an dem sie in dieses Universum geworfen wurden, und so zog ich nach und nannte den Planeten, zu dem ich ursprünglich niemals wieder zurückkehren wollte, meine Heimat.

Tatsächlich, als ich auf der Landeplattform von Theta-Gamma-Phi_3 im Orbit eines unbewohnbaren Planeten ohne nennenswerte Ressourcen – außer Gravitation – den Ausgang suchte, dachte ich an meine Heimat, und es erwuchs in mir etwas, das ich unbekannterweise als Sehnsucht identifizierte. Ich wollte zu meinem Heimatplaneten zurück, von dem mehr als neunhundertneunundneunzig von tausend Befragten sagen würden, dass es dieser Planet nicht mal in die Kategorie der niemals zu besuchenden Planeten schaffen würde. Dafür gab es aber auch viel zu viele zu besuchende Planeten, angefangen von den Exos, die so nahe an den Schwarzen Löchern waren, dass es jeden Sonnenumlauf die absurdesten Lichtspiele gab, oder jene Planeten, um die mit einer Wahnsinnsgeschwindigkeit Gesteinsbrocken umhertanzten, dass es nur sehr wenige Piloten gab, die unfallfrei durch diesen Schirm hindurchkamen – wobei deren Planetenoberflächen selbst oft recht langweilig waren, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung sagen konnte.

Nachdem ich mich mit meinem Vater überworfen hatte, der der Vorsteher der dreizehn Kolonien war, die sich in diesen Weiten des Alls zusammengeschlossen hatten, um einen wirksamen Schutz gegen marodierende Plünderer aufzubauen, ging ich auf eine lange Reise durch die angrenzenden Galaxien, besuchte Orte, zu denen ich schon immer hinwollte, und gelangte an Orte, die in keinem Reiseführer stehen, weil sie niemals von einem normal denkenden Wesen besucht werden würden. Ich aber wollte wissen, welche Geheimnisse die verschiedenen Welten offenbarten, und das einzige, das ich dadurch lernte, war, dass es nirgendwo so schön sein konnte wie dort, wo man sich wohlfühlte. Also ging ich auf die Suche nach diesem einen Ort, wo immer er auch sein mochte, doch bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich entschied, wieder zu meinem Heimatplaneten zurückzukehren, fand ich diesen Ort nirgendwo – er schien nur im Nichts zu existieren.

Einige Planeten waren sehr angenehm gewesen; das Klima, die Lebewesen, die politische oder gesellschaftliche Grundordnung, alles passte, und dennoch wollte ich nicht länger als eine Zeitlang auf diesem Planeten bleiben, bis es mich weiterzog. Eine Rastlosigkeit, deren Ziel ich nicht kannte, bis zu dem Zeitpunkt, als ich durch Zufall über meinen Heimatplaneten in einem Magazin für Sternenreisende las, und obwohl der Artikel kaum ein gutes Haar an dem Planeten ließ, spürte ich ein Kribbeln in meiner Magengegend, etwas, das ich bisher nicht gekannt hatte. Ich forschte nach der Herkunft und stellte fest, dass es sich um die althergebrachte Form des Heimwehs handelte.

Die Bedienung der Weltraumstation füllte das vor mir stehende Behältnis mit demselben grausamen Gebräu und deutete an, dass ich bei einem zweiten Wiederauffüllen einen Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerraumstation erhalten würde. Wenn das Frühstück allerdings genauso übel wie der Drink war, dann konnte ich darauf verzichten, und ob ich jemals zu einer anderen Weltraumstation gelangen würde, die zur gleichen Kette gehörte, stand in den Sternen.

Ich lachte über das Wortspiel und mehrere Kreaturen, die allesamt auf der Durchreise waren und für die das Lachen eines anderen eine Bedrohung darstellte, schauten zu mir herüber und stellten

nur mittels ihres Wesenstranskribierers fest, dass Lachen von Wesen wie mir im Allgemeinen keine Bedrohung darstellte. Sie wandten sich entspannt wieder ihrem Getränk zu, obwohl ich ahnte, dass nur wenige von ihnen die Sicherung ihrer Waffen wieder einprogrammiert hatten.

Ich zog den zweiten Anlauf des scheußlichen Gebräus in einem Zug hinunter, und es brannte lichterloh an allen Ecken und Kanten in meinem Kopf. Es schien, als würden mehrere Supernovae vor meinem geistigen Auge stattfinden, und die Transmissionsphase zwischen bewusstem Erleben und benebeltem Funktionieren auf Trieb- und Instinktebene war bei mir eine Grenzwertfunktion gegen Null.

Ich besitze nur wenige Erinnerungen an die Zeit nach dem zweiten Drink, und als ich aufwachte, lag ich an einem Ort zwischen stinkendem Abfall und war heilfroh, dass sie mich nur ausgeraubt, zusammengeschlagen und in den Müll geworfen hatten, anstatt mich in jeglicher Form elektromagnetisch zu frittieren. Es brauchte eine Weile, ehe ich mich aus dem Unrat der letzten Zeit befreit hatte, und ich war mir plötzlich nicht mal mehr sicher, dass es sich um einfachen oder um den Unrat eines anderen Wesens handelte.

Am Ende war es mir egal, denn ich stand auf und stank bis auf den Planeten, in dessen Umlaufbahn wir gerade kreisten. Ich besaß genug Kraft, um mich an eine Ecke zu stellen und auf eine Gelegenheit zu warten. Als ein Shunk vorbeikam und zufällig niemand hinsah, riss ich ihn in die Gasse hinein, legte ihn mit ein paar Schlägen kalt und nahm seinen dürftigen Besitz an mich. Nun hatte ich weniger als drei Einheiten Zeit, um von dieser Weltraumstation zu verschwinden, denn jeder registrierte Körper wurde innerhalb einer bestimmten Frist gescannt – und dass ein Shunk sich nicht registrierte, hatte ich noch nie erlebt, da diese Wesen sich sogar registrierten, wenn sie die einzigen Lebewesen auf einem felsigen Planeten waren.

Ganz unvermittelt brach ich zusammen. Etwas hatte mich in den Rücken getroffen und mit jedem Austausch von Sauerstoffatomen gegen Stickstoffmonoxid fror mein Innerstes weiter zu. Als wenn ich diese Situation nicht schon kennen würde, war es mir aber wieder einmal, dass ein Teil von mir starb. Immer starb ein Teil von mir, wieder und wieder, bis ich mich irgendwann selber nicht mehr kennen würde.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Boden außerhalb der Weltraumstation, in einem Transitbereich für Sauerstoffverwerter. Draußen, vor dem Bereich, stand ein Wärter, von dem ich wusste, dass er mich auch ohne funktionierende Augen die ganze Zeit anstarrte. Ich starrte so lange zurück, bis der Wärter in meinem Geist plötzlich explodierte und mit seinen Innereien die gesamte Kuppel des Bereichs bedeckte. Faser um Faser eines gräulichen Schleims schmierte den Transitbereich hinab, bis es vorbei war.

Ich wachte auf und hatte das Gefühl, dass ich eben aufgewacht war, ohne zu wissen, dass ich nicht aufgewacht war, sondern es nur glaubte, aufgewacht zu sein. Ich vergewisserte mich, dass ich dieses

Mal nun wach war, und erkannte den Ort wieder, an dem ich niedergeschossen worden war. Ich erinnerte mich an die letzten Gedanken an meine Heimat und wurde wehmütig – ein Gefühl, das mir inzwischen so wohlvertraut war.

Da ich keine Ahnung hatte, wohin ich mich als Nächstes wenden sollte, kramte ich in meiner Tasche und fand einen Gutschein, der mir nichts sagen wollte. Es war ein Gutschein für ein Frühstück auf einer Partnerweltraumstation, und da ich gerade nichts Besseres zu tun hatte, ging ich zum Weltraumabflugterminal, suchte mir einen Billigflug zu dieser Weltraumstation und stieg in den Raumgleiter, von dem ich mir kaum sicher sein konnte, dass dieser beim Flug nicht auseinanderbrach. Aber so ist das nun einmal, wenn man auf Billigflieger setzt, sagte ich mir und studierte die überteuerte Snackliste, von der ich gequetschte Sandalierwürmer in Krkrksauce bestellte – Reproduktionssessen, wie immer. Enttäuschung, einfach überall im All.

Dimensions

Die private Raumfahrtkapsel Exodus IVb befand sich auf dem Weg zurück vom Mond, zu dem sie vierzehn gutbetuchte Weltraumtouristen gebracht hatte. Die beiden Piloten, Evelyn und Andrew, zwei der erfahrensten Piloten des Weltraumunternehmens, hatten bisher den Eindruck, dass dieser Ausflug zum Erdtrabanten einer der eher unspektakulären in ihren bisherigen Karrieren war. Während es bereits Evelyns neunundzwanzigster Flug war und sie damit beim nächsten Mal in den erleuchteten Dreißigerkreis aufsteigen würde, in dem sich bisher nur die beiden Piloten aus den Gründungsjahren befanden, war es auch schon der fünfzehnte Ritt für Andrew – beides also erfahrene Hasen im All, die auch schon einige brenzlige Situationen gemeistert hatten. Meistens waren die Passagiere für die Mission das größte Risiko – viel mehr als die Technik, die inzwischen sicher und reibungslos funktionierte –, denn während einige gar nicht mehr von der Mondbasis fortwollten, versuchten andere, die Piloten zu überzeugen, nicht zurück zur Erde, sondern zum Mars oder noch zu etwas Absurderem zu fliegen. Doch diese Besatzung war von der Schönheit der Erde aus dem All und dem großen Ödland auf dem Mond viel zu geflasht gewesen, als dass sie etwas anderes diskutiert hätte; es gab keine Rädelsführer oder Fehlgeleitete, sondern ausschließlich im höchsten Maße Interessierte, die viel fragten und sich artig bei dem tollen Team bedankten, das sie flogen. Doch noch waren sie nicht zurück, und bis sie nicht sicher gelandet waren, nahmen die beiden erfahrenen Piloten kein Dankeschön an – das konnte nur Unglück bringen.

Bevor die beiden jedoch das Raumschiff auf eine Erdeintrittsflugbahn bringen konnten, mussten sie es aus der hohen Geschwindigkeit, mit der sie seit dem Verlassen der Mondumlaufbahn flogen, nach unten drosseln, und der Computer hatte bereits eine Simulation des Plans gerechnet, als etwas plötzlich und völlig unvorbereitet am rechten Flügel des Raumschiffes traf und das Schiff in eine

massive Drehbewegung zwang. Durch die ruckartige Drehbeschleunigung verloren alle Besatzungsmitglieder nahezu augenblicklich das Bewusstsein, und es dauerte eine Weile, ehe der Bordcomputer die notwendigen Maßnahmen berechnet und zur Freigabe an die Piloten weitergeleitet hatte, doch da niemand der Piloten reagierte, griff die Notfallroutine 420-B-XR3, die besagte, dass bei G-Kräften größer 8 und ausbleibenden Bestätigungen durch das Flugpersonal die Gegensteuerung durch den Bordcomputer initiiert werden musste. Die Schubdüsen wurden dabei so lange angesteuert, bis das Raumschiff nicht nur in der Rotationsachse wieder stabil war, sondern bis auf eine minimale Geschwindigkeit im Prinzip in jeglicher Bewegung angehalten hatte. Es dauerte eine geraume Weile, ehe Evelyn als erste aufwachte und den Zustand kurz feststellte, ehe sie Andrew versuchte, zu wecken. Da seine Vitalfunktionen stabil aussahen, er aber nicht aufwachen wollte, ließ sie von ihm ab und checkte die Zustände der Passagiere, die zu ihrem Glück aber auch alle stabil schienen. Die Anzeigen waren in Ordnung und insgesamt schien das Schiff nicht allzu sehr beschädigt zu sein; auch wenn es noch viel zu früh für eine Prognose war, so schien ein Wiedereintritt in die Erdatmosphäre für denkbar, ohne dass das Unternehmen eine kostspielige Rettungsmission losschicken musste.

Evelyn schnallte sich ab und spürte augenblicklich den Druck, der von ihrem Brustkorb verschwand; langsam schwebte sie umher, kontrollierte weitere Geräte und Anzeigen, ehe sie sich umdrehte und eher im Augenwinkel aus dem kleinen Sichtfenster nach draußen blickte. Das, was sie zu sehen bekam, überforderte ihr Bewusstsein, das sich für einen kurzen, unschuldigen Moment selbst ausschaltete. Als sie wieder schwebend zu sich kam, fragte sie sich kurz, warum es keine Kommunikation von der Station auf der Erde zu ihnen im Raumschiff gab, da Flightcommand den Unfall mitbekommen haben musste, doch dann fiel ihr das Bild ein, dieser Moment, in dem sie nach draußen und Richtung Erde geblickt hatte – und sie zweimal sah.

Wie konnte es sein, dass sie die Erde zweimal sah – und gab es vielleicht noch mehr Erden, nur außerhalb ihres Blickfeldes? Evelyn musste etwas tun, und da ihr nichts Besseres einfiel, versuchte sie, die Basisstation zu erreichen, doch es drang nur Rauschen aus dem Lautsprecher. Sie musste ihren Co-Piloten aufwecken und es dauerte eine lange Weile, ehe sie Andrew so weit hatte, dass sie ihm die Situation erklären konnte. Auch er sah zwei Erden, und indem sie sicherstellte, dass der Schock für ihn geringer war als für sie, blieb er wach und fand mit ihr heraus, dass sie nur zwei Erden – und nicht mehr – sahen.

Die beiden sprachen sich ab, dass sie die Zeit nutzen wollten, solange die Mitfliegenden noch ausgeknockt waren, um herauszufinden, was ihre Optionen an diesem Ort, draußen im weiten All, waren. Auf den ersten Blick sahen die beiden Erden völlig gleich aus, und Andrew stellte die Frage, wie es sein konnte, dass zwei so massereiche Körper nebeneinander existierten, doch alleine die Frage erschien unwirklich, in dem Moment, in dem er sie ausgesprochen hatte. Evelyn versuchte

derweil, logisch an das gestellte Problem heranzugehen, und kam auf den Gedanken, dass es entweder eine optische Täuschung sein musste oder eine Verschiebung in den Dimensionen. Die erste Idee konnten sie einfach bestimmen, indem sie einen kurzen Außeneinsatz durchführten, doch dieser brachte keine Auflösung – ganz im Gegenteil: Die Sorge wuchs, dass es sich um ein Phänomen unbekannter Natur handelte. Es reifte in Gesprächen zwischen den beiden Piloten die Vorgehensweise heran, dass sie drei bestimmte Passagiere wecken wollten, doch das sollte ihnen nicht gelingen – wie es ihnen auch nicht gelang, mit jemandem außerhalb des Raumschiffs Kontakt aufzunehmen. Zusammengenommen betrachtete Evelyn die Situation als klar und gefährlich, während Andrew keinen Zugang zu den Theorien hatte, die ihm seine Pilotin nahezubringen versuchte. Dabei erschien es Evelyn inzwischen als eindeutig, dass sie in einem Zeitkontinuum mehrdimensionaler Natur gelandet waren, ohne das Wie zu verstehen, aber sie glaubte, den Auslöser zu kennen. Sie ließ die Systeme alle möglichen Checks durchführen, doch die Unmöglichkeit, dass alle – trotz des Sichtkontakts von zwei Erden – keinen Planeten vor ihnen anzeigten, mündete in einer großen Theorie, die Evelyn ängstigte. Da sie alle Standardtheorien kannte und darüber hinaus auch jede andere realistische Idee verworfen hatte, drängte die Wissenschaftlerin in ihr zu den unrealistischen Möglichkeiten, denn ihr Geist forschte unentwegt weiter. Die wahrscheinlichsten unter den Unwahrscheinlichen waren real wirkende Traumwelten, der Einzug in ein merkwürdiges Totenreich oder das Gefangensein in einer Parallelwelt, in einer anderen Dimension. Dimension – dieses Wort geisterte Evelyn seit dem ersten Entdecken der beiden Erden im Kopf herum, und sie versuchte, Andrews Gedanken in eine ähnliche Richtung zu entwickeln. Doch seine Gedanken kreisten viel mehr um jedes PanikszENARIO, das er in seinem Leben erleben durfte. Evelyn ertrug diese unproduktive Art keine weitere Minute und schmiss ihren Co-Piloten aus der Kabine. Sie stellte sich daraufhin alle Beweise und Indizien zusammen, und obwohl das Tippen im Weltall eine besondere Schwierigkeit darstellte, strengte sie sich an, möglichst vollständig zu sein. Da sie keine Hilfe fand, musste sie das Rätsel alleine lösen und vergewisserte sich erneut, dass sie zwei Erden sah, dass die Instrumente hingegen nichts anzeigten, der Funkkontakt zur Erde nicht funktionierte und die Mitfliegenden nicht geweckt werden konnten. Angenommen, sie befände sich in einem Multiversum, forderte sie sich weiter heraus – dann verstand sie zwar, dass sie zwei unterschiedliche Zustände der Erde zu sehen bekam, aber nicht, dass keine Erde auf den Geräten angezeigt wurde. Evelyn musste eine Entscheidung treffen und kam zu dem Schluss, die Kabine zu verriegeln, ehe sie Schub gab und auf einen der beiden Planeten zuflog. Es erschien ihr egal, welche sie auswählte, und daher navigierte sie auf die linke Erde zu, während Andrew versuchte, in die Kabine einzudringen, zunächst klopfend, dann immer gewaltsamer, ehe auch er erkannte, dass das Näherfliegen zu einer unglaublichen Veränderung führte: Aus den zwei wurden drei, dann vier, dann fünf Erden, ehe sich die Reihe in n Dimensionen

in alle Richtungen der Ebene vor ihnen auffächerte. Kurz bevor das Raumschiff die Ebene mit den Erden erreichte, gelang es Andrew, ins Cockpit einzudringen, wo er Evelyn bewusstlos auffand – sie hatte sich im aufkommenden Wahn an einem Gerät den Kopf angeschlagen und blutete leicht ins Schwerelose. Andrews Gedanken standen aufgrund der überwältigenden Aussicht still, und daher schien es, als würden alle Insassen des Raumschiffs in einem Moment der geistigen Umnachtung durch die aufgespannte Erdebene fliegen.

Das ewige Verschwinden aller Passagiere in die unterschiedlichsten Dimensionen ließ es zu, dass das Raumschiff auf der anderen Seite der Ebene entleert wieder auftauchte und durch die allzu nahe Erde angezogen wurde, im viel zu flachen Winkel nicht ausreichend abgebremst werden konnte, ehe es sich steuerungslos in die Weiten des Alls verabschiedete.

Der Elefant

Als sich in einem kleinen indischen Dorf plötzlich ein Elefant inmitten der Häuserreihen wiederfand, einer dieser uralten Elefanten, die zum Sterben ihre Herde verlassen, legten alle Dorfbewohner ihre Arbeit umgehend nieder und liefen nach Hause. Auch Salil ließ seine Arbeit ruhen, legte das Schneidewerkzeug weg und folgte dem Strom der Dorfbewohner zurück in die Häuser. Erschrocken von dem Aufwallen der Bewegungen im Dorf kam Salils Frau mit dem Neugeborenen just in dem Moment aus dem Haus, als Salil hineinstürmte. Was denn los sei, rief sie ihm hinterher, und er rief zurück, dass ein Elefant im Dorf sei, sodass sie sich nun endlich von den Sünden der Zeit reinigen könnten. Salil jagte in den hinteren Raum, suchte in einer mit Steinen beschwerten Truhe nach seiner Machete und eilte an seiner Frau vorbei in Richtung Ortsmitte. Sie rief ihm viel Glück hinterher und ging zurück ins Haus, um dem Neugeborenen, das die Unruhe zu spüren schien, die Brust zu geben.

Salil schloss sich einem Strom von bewaffneten Männern an, die in die Dorfmitte drängten. In Scharen sammelten sie sich um den zentralen Platz, auf dem in der Mitte ein Brunnen thronte und beinahe jeden Tag Markt abgehalten wurde, wenn die Bauern aus der Umgebung ihre Ernte feilboten. Doch zu dieser Stunde, in der schwülen Hitze des frühen Nachmittags, lag über dem Dorf eine merkwürdige Stille, und außer dem gelegentlichen Klappern der metallenen Waffen war nichts zu vernehmen. Salil sah, wie die anderen Männer den Elefanten beobachteten, der neben dem Brunnen auf die Knie gegangen war, um sich auszuruhen. Wenn der Koloss sich zur Seite, auf den Brunnen, fallen ließe, wäre das steinerne Rund binnen eines Augenblicks dahin, denn das Gewicht des Bullen war immens. Doch nichts regte sich und keiner der Männer machte auch nur einen Schritt nach vorne, denn so wollte es die Legende der Reinigung der Zeit, dass sich niemand dem Elefanten nähern durfte, sollte dieser nicht auf seinen vier Beinen stehen. Somit hielten sie

alle den Abstand vom Bullen, beobachteten aber jede seiner Bewegungen, denn wenn er sich noch einmal aufraffen würde, begänne das zeremonielle Kämpfen um die Reinigung.

Salil stand neben zwei Männern, die, wie er, das Gewicht auf das eine Bein verlagerten, bereit, nach vorne zu springen, sobald sich der Elefant bewegte. Er hörte, wie angestrengt sie atmeten, wie sie keuchend immer wieder den Atem anhielten, um ihn stoßweise auszustupfen. Sie alle schwitzten in der prallen Sonne, und Salil meinte auch, den Elefanten schwitzen zu sehen, obwohl das eher eine Fata Morgana sein musste.

Langsam wurde die Menge ungeduldig, denn jeder befürchtete, dass sich der Bulle bald zur Seite werfen würde, um seinen Toteskampf anzutreten. Damit wäre aber alles verloren, alle Chancen, sich für alle Lebenszeiten zu reinigen, wären dahin, und das Dorf würde weiter in der bisherigen Unreinheit leben müssen, solange, bis der nächste Elefant in das Dorf kommen würde – was allzu selten geschah. Salils Gedanken wanderten während des Wartens in der prallen Sonne umher; er fragte sich, ob er von einem Dorf gehört hatte, in das ein Elefant zum Kampf um sein Leben gekommen war, und ob er die Geschichte nicht ins Reich der Legenden verfrachten würde, sondern sie echt war. Ihm fiel kein Beispiel ein, sondern nur Erzählungen seiner Eltern und Verwandten, die ihm von rituellen Reinigungen in Dörfern berichteten, deren Namen er schon wieder vergessen hatte, da es keine in der Nähe waren.

Die Sonne zog weiter am Himmel voran und die Männer im Kreisrund schwitzten.

Ob sich die Zeit nun eine Stunde oder ein ganzes Jahr weiterbewegt hatte, konnte wohl keiner der wartenden Männer genau beantworten, denn alle befanden sich in einer rituellen Trance, die stärker war als jedes Gefühl, das sie in der Welt hielt. Einige tuschelten, andere setzten sich hin, jedoch wandte keiner die Augen von dem Elefanten ab, der mit schwerer Atmung weiterhin am Brunnen kniete und sich nicht bewegte. Was in seinem Kopf vorgehen mochte, konnte ebenfalls keiner der Männer vermuten, und außer dem Grund, dass der Elefant zum Sterben seine Herde verlassen hatte, gab es keinen anderen, denn zur Futtersuche verließen die Elefanten den schützenden Wald nur dann, wenn absolute Not herrschte, doch die Regenzeit war noch nicht lange her, sodass alle Gräser in gutem Wuchs auf den Lichtungen standen.

Salil stand an der linken Flanke des Elefanten und beobachtete sehr genau jede seiner Bewegungen, das schwere Atmen und die halb geschlossenen Augenlider, die ihm ein Gefühl dafür gaben, wie es dem Elefanten in diesem Moment gehen musste. Um sich die Zeit nicht zu lange werden zu lassen, dachte Salil darüber nach, was er alles von seinem Vater und den anderen Dorfbewohnern über das Leben der Elefanten wusste. Außer dass sie in Herden und im Wald, bevorzugt auf den Trampelpfaden und Lichtungen lebten und sich von Gras und Sträuchern ernährten, dazu den Menschen mieden, aber keinen wirklichen natürlichen Feind hatten, außer wenn sie Junge hatten oder sich zum Sterben aus der Herde verabschiedeten, wusste er von einem tiefen Wesen, von

vielen Aufgaben, die sich, wenn sie einmal domestiziert waren, für den Menschen, Hand in Hand, übernehmen konnten, und so zu treuen Wegbegleitern wurden, die eine tiefe Verbundenheit entwickelten, so zärtlich, dass sie trotz ihrer körperlichen Statur niemals etwas aus Boshaftigkeit zertrampelten, sondern nur, wenn sie in Rage oder in einen Angstzustand versetzt wurden, der sie dann blind umhertrampeln und Schaden anrichten ließ. Die Menschen hingegen, die mit den Elefanten umgingen, versuchten, ihnen die Arbeitsschritte beizubringen, und gingen dabei nicht immer sanft mit den sanften Dickhäutern um, sondern zwangen sie, brachen ihren Eigensinn, ehe beide, nach der Unterwerfung des weitaus größeren Lebewesens, eine lebenslange Symbiose eingingen, die tiefer als vergleichbare Zustände unter vielen Menschen werden konnte. Elefantenführer, die in der hiesigen Sprache Mahut genannt wurden, waren gesellschaftlich angesehene Menschen, die eine ehrenwerte Arbeit mit Tieren durchführten, die für viele Bewohner dieser Landstriche heilige Tiere waren. Und doch, trotz der Heiligkeit der Tiere für die Menschen, wurden sie immer seltener, sie zogen sich tiefer und tiefer in die Wälder zurück und vermieden jeden Kontakt mit den Menschen und deren zivilisatorischen Gründungen, da sie gelernt hatten, dass sie in einem Konkurrenzverhältnis um den biologischen Raum immer den Kürzeren zogen, wenn der Mensch nicht freiwillig den Rückzug antrat.

Diese Gedanken durchstreiften den Kopf des jungen Vaters Salil, der nicht nur an den Elefanten und seine Beweggründe dachte, sondern auch an seine Familie, an seine Ehefrau, die vor einigen Wochen das zweite Kind zur Welt gebracht hatte, kurz nachdem das erste an einer nicht diagnostizierbaren Krankheit nach kurzem, fiebrigen Kampf gestorben war. Der Schamane des Dorfes hatte alles versucht, um den Anstieg der Temperatur des kleinen Sohnes zu bremsen, und war so weit gegangen, den kleinen Jungen in sehr heißes Wasser einzutauchen, um den Körper zur Kühlung zu zwingen, doch es half nichts – nach einem Kampf, der nach weniger als zwei Tagen zu Ende war, erlag sein kleiner Sohn dem Todeskampf, völlig erschöpft von den Anstrengungen in den Armen seines Vaters, der zum ersten Mal seit dem Erwachsenwerden heftig weinte. Sogleich hatte sich Salil um die Bestattung des kleinen Sohnes kümmern müssen, da seine Frau kurz vor der Entbindung des zweiten Kindes stand, und kaum, dass die Tränen vom Verlust versiegt waren, hielt er auch schon seine neugeborene Tochter in seinen Armen, die ihm wie das schönste Geschenk der Welt vorkam. Auch wenn er sich in diesem Moment trauriger und schuldiger als alle anderen Menschen der Welt fühlte, weil er sich so sehr freute, obgleich sein Sohn vor so kurzer Zeit gestorben war, schien ihm seine Tochter wie ein neues Geschenk, das ihm die Kraft zum Leben wiedergab. Seiner Frau war die zweite Geburt zwar leichter gefallen als die erste, doch kaum, dass sie entbunden und das erste Mal gestillt hatte, bekam sie, wie ihr Sohn zuvor, ein hohes Fieber und überstand den Todeskampf nur nach langem Wachen und Hoffen am Krankenbett. Derweil versorgte Salils Mutter das Neugeborene, und nach einigen Wochen der Trauer, des Hoffens, des

Bangens und des Freuens über die Rückkehr ins Leben kehrte die Normalität in Salils Haus zurück, sodass er glaubte, dass alles wieder seine normalen Bahnen zog – bis zu dem Zeitpunkt, an dem er den Elefanten ins Dorf wanken sah, um sich am Brunnen niederzuknien. Nach allem, was er die letzten Wochen erlebt hatte, konnte Salil nicht anders, als in dem Erscheinen des Elefanten ein Zeichen zu sehen, die Sünden der Zeit loszuwerden und mit dem Tod seines kleinen Sohnes abzuschließen, über den er bisher nicht ausreichend trauern konnte, da er in Furcht um seine Frau und seine kleine Tochter gewesen war.

Nach und nach stieg Salil die Hitze in den Kopf; den Elefanten nahm er nur noch verschwommen wahr und währte sich in einer Art Delirium, das einem Fiebertraum nahe kam. War der Elefant überhaupt noch in der Dorfmitte, neben dem Brunnen? Träumte er das ganze Schauspiel vielleicht nur und lag eigentlich zu Hause auf dem Bett und fieberte im Wahn vor sich hin? In einem Fiebersturm, den auch seine Frau nach der Geburt durchleiden musste? Salil schloss die Augen, atmete tief durch, wartete, ob sich etwas änderte, ob er vielleicht das Bett spüren konnte, auf dem er lag, doch nichts als der tuschelnde Lärm der anderen und die sengende Hitze von der Sonne auf seiner Haut, ohne dass sich ein laues Lüftchen regte, waren zu vernehmen, und somit öffnete er die Augen wieder und sah den Elefanten so scharf wie nie zuvor. Dieser hatte seine Augen nun ganz geöffnet und starrte in seine Richtung, starrte ihn an und schien ihm etwas mitteilen zu wollen. Salil nahm den Blickkontakt an und suchte darin, was ihm der Elefant mitteilen wollte, doch ehe er es erraten konnte, schloss der graue, mit Warzen und Abszessen übersäte Elefant seine Augen und brach den Blickkontakt ab.

Jetzt erst schien es, dass Salil den Elefanten zum ersten Mal über seine Bewegungen und Gründe für sein Hiersein am Brunnen in der Dorfmitte genauer betrachtete. Der alte, graue Dickhäuter hatte nicht nur Abszesse und Warzen überall an seinem Körper verstreut, sondern auch eine für Elefanten an manchen Stellen sehr hell wirkende Haut, während andere Körperstellen aufgrund der vielen Altersfalten sehr dunkel wirkten. Seine Stoßzähne waren sehr lang und elegant gebogen, leicht verdreht an den Seiten und nicht mehr mit der vollen Strahlkraft junger Stoßzähne. Seine gesamte Körperstatur wirkte wie ein drahtiger, durchaus ausgemergelter Körper, der in den letzten Tagen und Wochen nicht mehr die volle Kraft besaß, um sich ausreichend zu ernähren. Aber nicht, dass der Bulle kraftlos wirkte, nein, vielmehr war er trotz der schweren Atmung immer noch kräftig genug, um im rasenden Modus eine Menschenmasse zu sprengen und notfalls niedertrampeln zu können. Es erschien Salil viel mehr, als dass der Elefant hier am Brunnen Kraft sammelte, um sich bald wieder aufzurichten, viel eher, als dass er gleich zur Seite umfiel, um die letzten Atemzüge zu machen. Nicht nur deshalb hielten die Männer Abstand zum Bullen, der nur dann bei der traditionellen Reinigung mitwirken konnte, wenn er auf seinen vier Beinen stand und kämpfend besiegt wurde.

Salil sah auch die vielen Narben, die der alte Elefantenbulle in seinem Leben davongetragen hatte. Vor allem seine großen Ohren zeugten von den Kämpfen und Widrigkeiten, die das Tier in seinem Leben erfahren musste. Ob es nun Kämpfe oder stachelige Sträucher gewesen waren, konnte er nicht erkennen, doch die Einkerbungen in den Ohren sprachen Bände. Vor allem eine Einkerbung im linken Ohr, aus dem mehrere Zentimeter fehlten, schien von einem Kampf herzurühren, den der Elefant mit einer langen zusätzlichen Narbe oberhalb quer über die Stirn bezahlt hatte. Doch diese beiden Verletzungen waren längst verheilt und sicher nicht der Grund, warum der Elefant zum Sterben die Herde verlassen hatte.

Diese und viele andere Fragen stellte sich Salil, als er den Elefanten mit seinem erneut verschleierte Blick untersuchte, und die möglichen Antworten schienen mit einem Mal völlig unwichtig, genau in dem Moment, als sich der Elefant zu bewegen begann, ein Ruck durch den grauen Riesen ging und er versuchte, mit dem knienden rechten Bein aufzustehen. Der erste und zweite Versuch misslang, doch mit dem dritten Schwung stand der Bulle nicht nur auf seinem einen Bein, sondern auf allen Vieren, und plötzlich waren alle Männer, die vorher drohten, im Delirium einzutauchen, hellwach, denn nun war jedem klar, dass mit dieser Entwicklung die Reinigung des Dorfes beginnen konnte, ganz so, als hätte der Elefant die erste Runde in einem nun folgenden Boxkampf eingeläutet und wartete jetzt auf die Angriffe der Menschen, die tatsächlich auf einen möglichen Angriff lauerten.

Da weder Salil noch irgendein anderer aus dem Dorf jemals an einer rituellen Reinigung teilgenommen hatte und niemand wusste, wie die Spielregeln waren, außer dass der Elefant aus eigener Kraft stehen und wehrhaft sein musste, hielten sie sich zunächst mit einem Angriff zurück und beobachteten nicht nur den Elefanten, sondern auch die Menge der Männer, die allesamt die Waffen erhoben hatten, um sich gegen einen Angriff des Elefanten erwehren zu können.

Die Zeit floss wie ein schlickversetzter Sturzbach, zäh und ohne das Gefühl eines Fortkommens, als aus dem Nichts heraus einer der jungen Männer von der Gegenseite mit lautem Gebrüll auf den Elefanten losstürmte und vor Schreck zu Boden ging, als dieser den Kopf drehte und mit seinen Stoßzähnen auf ihn zuschwenkte. Dieser Schwenk war der Startschuss für die anderen Männer zum Angriff, und Salil beobachtete aus seiner Position heraus, wie sich immer mehr Männer aus der Gruppe lösten, um auf den Elefanten loszustürmen, und der eine oder andere vermochte es auch, mit seiner Waffe die Haut des Elefanten einzuritzen, wobei sie jedoch nicht an die Stellen gelangten, die sie anzugreifen beabsichtigten.

Nun waren mehr als die Hälfte der Männer bereits einmal auf den Bullen zugestürmt, und Salil verstand so langsam, was seine Aufgabe bei diesem Ritus sein würde, und somit spannte er seine Muskeln an, schloss kurz die Augen, murmelte einen Spruch zu sich selbst, öffnete die Augen wieder und stürmte ohne Gebrüll auf den Elefanten zu, der noch vor kurzem in die andere

Richtung geschaut hatte, jetzt aber den Kopf zu ihm drehte, wodurch Salil abbremsen musste, um nicht vom Schwung der Stoßzähne verletzt zu werden. Dieser Schwung des Elefanten ließ die Anstürmenden von der anderen Seite jedoch an seinen Stoßzahn gelangen, wo sie ihm tiefe Schnitte zufügten. Voller Schmerzen drehte der Elefant seinen Kopf zurück, und Salil ergriff die Gelegenheit, um seine Machete tief in das aufgerissene Fleisch neben dem Stoßzahn auf seiner Seite zu stechen. Es blieb ihm kaum Zeit, denn der Elefant drehte seinen Kopf wie wild zurück, sodass Salil die Machete loslassen musste, um nicht getötet zu werden, und nun begann der Bulle, sich nicht nur mit dem Kopf zu verteidigen, sondern bewegte auch seinen massigen Körper. Wie durch ein Wunder erwischte der zentnerschwere Bulle den am Boden liegenden Salil nur mit der Kante seines Fußes und quetschte ihm so ein Stück Haut und Fleisch darunter, aber es brachen keine Knochen in Salils Körper. Sogleich vermochte es Salil, sich wegzudrehen, auf seine Beine zu kommen und im Wahn auf den Elefanten zuzustürmen, um ihm die Machete aus der Backe zu reißen, was ihm mit einem waghalsigen Manöver auch gelang. Unter dem schwenkenden Rüssel hindurchtauchend lief Salil Richtung Platzende und musste sich dort an eine Häuserwand anlehnen, da er drohte, keine Luft mehr zu bekommen. Völlig außer Atem und ohne jedwede Kraft beobachtete Salil hinter einem Schleier aus Schweiß und Tränenflüssigkeit, wie die anderen Männer mit den Waffen auf den Elefanten einstachen und ihnen immer tiefere Wunden rund um die Stoßzähne zufügten. Der Turm aus Fleisch wankte unter den Schmerzen, hielt sich jedoch noch auf den Beinen.

Der blutige Kampf hielt an und die Salven der Heranstürmenden ließen den Elefanten merklich kraftloser werden, als für Salil unerwartet einer der Männer nicht seine Waffe in das Fleisch des Tieres treiben wollte, sondern mit voller Wucht an einen der beiden Stoßzähne sprang, abrutschte und zu Boden fiel. Dabei schlug er hart auf und blieb bewusstlos liegen. Anstatt dass ihm einer zur Hilfe kam, spurten nun auch andere los und schmissen sich an die Stoßzähne. Immer und immer wieder rutschte einer von ihnen ab und fiel hart auf den steinigen Boden, und nicht wenige von ihnen wurden von dem umhertollenden Bullen getreten, sodass nicht nur deren Knochen brachen; doch die Attacken verfehlten nicht ihr Ziel, denn ohne jede Vorwarnung löste sich der linke der beiden Zähne und zusammen mit der Trophäe fielen die beiden Männer zu Boden und hielten den Gewinn fest. Umso lauter und wilder schrie nun der Elefantenbulle, dessen Gesicht blutüberströmt war, und jene Angreifer, die gerade losstürmen wollten, hielten sich zurück und beobachteten erst einmal die neuen Entwicklungen.

Für Salil war nun klar, dass die beiden auf dem Boden liegenden Männer für alle Zeiten gereinigt sein würden und dass der Elefant nun nicht mehr zwei Gelegenheiten bieten würde, sondern nur noch eine. Salil hatte sich inzwischen genügend ausgeruht, um in der nun folgenden Welle mit anzugreifen, als der Bulle plötzlich und unerwartet seinen blutenden Kopf in die Höhe reckte, das

erste und einzige Mal während seiner Anwesenheit im Dorf trompetete und, ohne auf die Angreifer zu achten, loslief, um den Platz und damit das Dorf in Richtung Wald zu verlassen. Vom Trompetenstoß und der augenblicklichen Entwicklung überfordert, waren die Männer wie paralysiert und bahnten dem heranlaufenden Elefanten sogar eine Schneise, durch die er laufend den Platz, dann die ersten Häuser und schlussendlich das Dorf verließ. Eine tiefende Blutspur hinterlassend, folgten dem Elefanten die Augenpaare der Angreifer, von denen sich die ersten aus ihrer Paralyse lösten, um dem Elefanten hinterherzueilen. Auch Salil stürmte los, hielt seine Machete fest umklammert und jagte der Spur des Elefanten nach, der einen gehörigen Vorsprung hatte und trotz seines Alters und seiner Verletzungen kein langsamer Läufer war. Nach nur wenigen Augenblicken hatte der Bulle den Rand des Dorfes hinter sich gelassen und tauchte in das Dickicht der Sträucher ein, die nach einer weiteren Strecke in einen nahen Wald übergingen.

Salil sprach sich Mut für die Jagd nach dem letzten Zahn zu, denn er kannte diesen Wald wie kaum ein anderer im Dorf und ging in Gedanken die Möglichkeiten durch, die dem Elefanten offenstanden. Salil vermutete, dass sich der Elefant den naheliegendsten Weg zum Gewässer suchen würde, und hastete daher einen Weg durchs Dorf entlang, den nur die nahmen, die den Elefanten nicht nur verfolgen, sondern ihm den Weg abschneiden wollten, wenn er sich nach dem Eintritt in das schattige Reich der Pflanzen nach rechts wendete, um zum Wasserlauf zu gelangen. Insgesamt waren sie zu sechst, wie Salil mit einem kurzen Blick zur Seite und nach hinten feststellte – die anderen waren dem Elefanten einfach auf dessen Spur gefolgt. Unter seinen fünf Mitverfolgern waren zwei ältere, erfahrene Männer, die den Wald wohl ebenso gut kannten wie er selbst, während zwei andere wohl nur deswegen diesen Weg nahmen, weil Salil ihn genommen hatte; beide waren ihm seit langer Zeit bekannt und im selben Alter, und scheinbar ahnten sie, dass Salil den Weg durch den Wald wie kaum ein Zweiter kennen würde. Den sechsten im Verbund, der diesen sonderbaren Weg nahm, war einer aus der obersten Kaste, die dieses Dorf seit Jahrhunderten regierten, ein jugendlicher Draufgänger, dem es auf keinen Fall gelingen durfte, dass er sich von seinen gesamten Sünden reinwaschen konnte, denn nicht nur Salil wusste von einer Unmenge von Sünden, die dieser junge Mann in seinem kurzen Leben bereits angehäuft hatte.

Diese Erkenntnisse schossen Salil durch den Kopf, als er an der Spitze der sechs Männer durch die erste grüne Wand des Waldes preschte und plötzlich im Schatten stand. Die Augen mussten sich erst an die neue Dunkelheit gewöhnen, doch da Salil die ersten Meter auswendig wusste, konnte er loslaufen, während die anderen alle innehielten und warteten. So gewann er einige Meter und war bereits um die nächste Ecke verschwunden, als er hörte, wie die anderen fünf sich in Bewegung setzten. Schnell sprang er zur Seite, durchschlug mit seiner Schulter eine Blätterwand, lief einige Schritte, duckte sich unter einem hervorstehenden Ast hinweg und warf sich auf den Boden. Er sog die Luft ein und versuchte, möglichst lautlos zu atmen, obwohl sein Herz wie wild raste. Er

schien seine Mitläufer abgehängt zu haben, denn nach einer kurzen Weile des regungslosen Liegens auf dem Boden vernahm er ihre Stimmen weiter voraus. Langsam kämpfte sich Salil nach oben und überblickte seinen Standort. Wenn er sich runter an den Wasserlauf durch das dichte Gestrüpp kämpfen würde, könnte er den Weg entlang des Wassers, gegen den Strom, laufen und wäre somit – wenn seine Annahme stimmte, welchen Weg der verwundete Elefant nähme – vor allen anderen an jenem Ort, an dem seine Sünden reingewaschen werden würden.

Der Weg, der keiner war, ging steil bergab, teils musste er auf seinem Hosenboden einen gerölligen Abhang hinuntergleiten, teils robbte er sich unter dichten Verästelungen hindurch, um im nächsten Moment einem seiltänzerischen Affen gleich an einem Ast hängend über eine kleine Senke hinüberzuturnen. Endlich erreichte er, indem er sich mitten durch ein Dornengestrüpp zwängte, den Wasserlauf, der vor ihm in aller Friedfertigkeit mit gemächlichem Tempo entlanglief. Salil blieb für einen Moment stehen und atmete tief durch, ließ die Ruhe der Szenerie in sich eindringen und genoss die friedliche Stille, die nur durch das sanfte Plätschern des Wassers getrübt wurde.

Dann erinnerte er sich an seine Aufgabe, untersuchte seine Haut nach Riss- und Schürfwunden, fand davon einige, jedoch keine ernsthaft gefährlichen, beugte sich zum kristallklaren Wasser hinab und wusch sein Gesicht und seine Arme, die neben seinen Beinen vor allem die Widerspenstigkeit des dschungelartigen Waldes erleiden mussten. Trotz des Brennens der Haut aufgrund der Berührung mit dem kalten Wasser erschien es Salil als das Wegwaschen des gesamten Schmutzes, der sich in der letzten Zeit auf ihn gelegt hatte, und als er sich gereinigt fühlte, hatte er für einen Augenblick den eigentlichen Grund seines Aufenthalts im Wald vergessen.

Erst als er sich anstrengte, über den Grund nachzudenken, entdeckte er die Machete, die auf dem nackten Stein neben dem Flusslauf lag, hob diese auf und drückte sich nach oben, um den Elefanten und dessen zweiten Zahn zu jagen. Salil lief zwar in einer hohen Geschwindigkeit und mit waghalsigen Sprüngen am Fluss entlang, doch es hatte sich etwas verändert. In seiner Entschlossenheit, dem Elefanten den zweiten Zahn abzujagen, waren Risse aufgetaucht. Die drängendste Frage war jene, ob seine Sünden von allen Zeiten überhaupt gereinigt werden könnten, wenn sich der Elefant nicht mehr im Dorf befand, sondern mitten im Wald, dort, wo er zu Hause war, in seinem Reich. Dazu kam die Unsicherheit, warum er überhaupt losgelaufen war, anstatt erst einmal über diese Tatsache nachzudenken.

Salil war mit einem Mal verwirrt und blieb stehen, um sich seine Situation durch den Kopf gehen zu lassen. Der Elefant würde zur Not auch auf ihn warten, da war er sich sicher, doch sollte er den Elefanten überhaupt noch suchen? Was würde es ändern, wenn er den zweiten Zahn mit ins Dorf brächte? Wäre er dann ein anderer Mensch? Wäre er dann für alle Zeiten gereinigt oder nur für den Moment ein besonderer Mensch, einmal aus dem Schatten der Zeit hervorgetreten, um vom Schicksal ausgeleuchtet zu werden, einmal und dann nie wieder? Würde er Teil einer jener

Legenden werden, die sich andere Männer in anderen Dörfern anhören würden, um an ihnen zu zweifeln?

Salil trat zum Wasser, das sich an dieser Stelle zu einem kleinen Stausee sammelte, ging in die Knie und beobachtete sich im Spiegelbild des Wassers. Leichte Wellen zogen durch sein Gesicht, wie Wellen der Zeit, die um ihn herum kreisten, doch es war nicht, als würde er sich in einem Strudel gefangen sehen, sondern mitten im Fluss, genau dort, wohin er auch gehörte, im Hier und Jetzt. Salil verstand auf einmal, dass er nicht von den Sünden der Zeit gereinigt werden müsse, sondern sich selbst und seine Familie nur durch seine Taten reinigen konnte. Ein heftiger Ruck ging durch seinen Körper, und er richtete sich auf, spannte seine Muskeln an und lief mit neu erwachter Kraft den Flusslauf entlang, dem Elefanten entgegen, von dem er trotz der Weitläufigkeit des Flusslaufs wusste, wo dieser sich zum letzten Sterbeakt niederlegen würde.

Dann erreichte er den Ort, an dem der Elefant vor ihm blutend und schwer atmend auf dem Boden lag.

Alle schienen sie gekommen zu sein. Wie zu einem Totengericht hatten sich die Tiere des Waldes, darunter Affen, Panther, Vögel jedweder Art und andere Tiere, versammelt und schauten hinunter auf Salil und den am Boden liegenden Elefanten. Salil beobachtete den völlig erschöpften und sterbenden Elefanten und ahnte mit jedem neuen Moment, dass dies nicht das Totengericht des Elefanten war, sondern sein eigenes. Nicht, dass die Tiere in den Wipfeln der Bäume ihn angreifen würden, nein, Salil wurde bewusst, dass er als fühlender Mensch sterben würde, wenn er dem Elefanten in seiner wehrlosen Haltung den zweiten Zahn abtrennte und danach auf dieser Lichtung inmitten des großen, weiten Waldes verbluten ließe.

Salil kniete sich vor den Kopf des Elefanten und weinte. Ihm rannen die Tränen über die Wangen, stumm und ohne Wimmern, und wenn ihn einer der anderen Dorfbewohner so gesehen hätte, läge auf ewig Schande auf seiner Familie – doch wer sollte ihm gefolgt sein, an diesen Ort, den so recht niemand kannte? Hinter dem verschleierte Vorhang, der vor seinen Augen klebte, betrachtete Salil den Elefanten und suchte dessen Auge, das ihm zugedreht war. Es schien ganz ohne Hass zu sein, vielmehr voller Angst, dass der Elefant nun über die nächsten Stunden elendig in der Hitze und Feuchte des Waldes verbluten würde. Salil betrachtete den sterbenden Koloss, wie er so dalag, schwach atmend, wissend, dass es jetzt zu Ende ging. Und er traf eine Entscheidung für sich und seine Familie.

Er würde sich nicht dem Diktat der Tradition unterwerfen. Er würde sich nicht dem Aberglauben der Schamanen unterwerfen. Er würde sich nicht vor den Weisen des Dorfes verbeugen, weil sie die Wahrheit zu kennen glaubten. Er würde nicht den Weg seines Vaters, seines Großvaters und seiner Ahnen gehen. Er würde nicht darauf warten, dass eines Tages ein Wunder kam, um ihn aus seiner jetzigen Situation zu retten. Er würde nicht darauf warten, dass ihm ein anderer Mensch aus

reinem Herzenswillen aus seiner Not helfen würde. Und er würde nicht warten, um ein neues Leben an einem anderen Ort zu suchen.

Salil wusste, was er zu tun hatte. Er kämpfte sich nach oben und betrachtete ein letztes Mal den mit dem Tode ringenden Elefanten. Seine Augen nach oben gerichtet, wollte sich Salil die Zustimmung der anderen Waldbewohner holen, doch zu seinem Erstaunen waren sie alle verschwunden, alle außer einem Affen, der dort oben im Wipfel saß und mit dem Eindringling in den Wald mehrere Momente lang Blicke austauschte, ehe er zu nicken schien, sich umdrehte und ebenfalls verschwand. Mit dem Wissen, dass der Wald und seine Bewohner ihre Zustimmung zu Salils Wiederaufnahme in den großen Kreislauf der Natur gegeben hatten, ging Salil an sein Machwerk und gab dem Elefanten mit schnellen Bewegungen seinen Todesstoß. Mit dem letzten Atemzug des Elefanten hatte Salil das Beklemmnis, einen Teil von sich selbst getötet zu haben, doch kaum, dass der Elefant von seinen Leiden befreit war, erwuchs in ihm eine neue Zuversicht, die viel stärker war als alles andere, das er in seinem Leben bisher kennenlernen durfte: Er hatte sich selbst gereinigt.

Das Haus auf der Anhöhe

Als er um die Kurve der waldigen, allecartigen Straße bog, sah er das Ziel seiner Reise. Zunächst zog eine Schockwelle durch seinen Körper, sodass er stehenbleiben musste, ehe er sich tief durchatmend einen Ruck gab, einen Schritt vor den anderen setzte und weiterging, auf das Haus zu, das ihm im ersten Moment in seinem verfallenen Zustand wie eine Unwirklichkeit vorgekommen war. Der Reisende fragte sich im Näherkommen, was er wohl erwartet hatte, fand, dass er sich eigentlich nichts Konkretes vorgestellt hatte, aber noch viel weniger das, was er dort auf der Anhöhe zu sehen bekam. Was war nur über all die Jahre geschehen, seitdem er nicht mehr vor Ort gewesen war? Diese Frage schoss ihm immer und immer wieder durch den Kopf, mit jedem Schritt wurde der Gedanke erneuert und ganz gleich, wie nahe er dem alten Haus kam, es war nicht weniger unreal als in dem ersten Moment des Entdeckens.

Der Tag neigte sich bereits dem Ende entgegen, ohne dass die Nacht drohte, doch die Dämmerung warf ihre ersten längeren Schatten voraus, und da der Eingangsbereich des Hauses nach Westen gebaut war, wurde das gesamte Haus in die bunten Lichtstrahlen des Sonnenuntergangs getaucht. So blutrot der mit kleinen Wolken behangene Himmel über dem Horizont war, so leuchtstrahlend wirkte das abgeblätterte Weiß des Hauses, das an vielen Stellen bereits wieder den grauen Stein der Mauer offenbarte, das reine Nackte des Hauses. Nun war der Zurückkommende so nahe ans Haus herantreten, dass er nicht nur mit seinen Augen die Einzelheiten besehen, sondern auch mit seinen Händen über das Unwirkliche fahren konnte, um es wirklich zu machen. Dabei schloss er

die Augen, ließ seine Handinnenfläche über die raue Oberfläche der Außenwand fahren, spürte das gebrochene Alter des Hauses, die allzu vielen Jahre, in denen es ohne Bewohner dem Zerfall überlassen gewesen war, die Traurigkeit des Momentes, aber auch den Stolz einer goldenen Vergangenheit.

Minutenlang blieb der Spürende an der Wand stehen, träumte, erinnerte sich, ehe er sich einen inneren Ruck gab, seine Augen wieder öffnete, kurz mit zusammengekniffenen Augen Richtung Sonne blickte, um festzustellen, dass er nicht nur Teil dieses sonderbaren abendlichen Farbenschauspiels war, sondern es ganz so schien, als wäre er in einer anderen Zeit, in einem anderen Jetzt und Hier, in einem anderen Abschnitt seines Lebens. Mit traumwandlerischer Sicherheit ging er zur Eingangstüre, ergriff den Türknauf, drehte diesen, spürte, roch die alte Eichentüre, drückte sie gegen einen unbekanntem Widerstand im Innern nach innen, trat ein und zitterte, vor Glück, vor Traurigkeit, vor sich selbst, vor der Welt, vor seiner Welt.

Im großen Eingangsbereich, der von einer nicht minder pompösen Wendeltreppe nach oben wegführend flankiert wurde, erkannte er dann die Wunden der Zeit, denn nicht nur der Putz war von Decke und Wänden abgeblättert, nein, das Alter hatte alles im Innern angegriffen. Und doch wirkte es, als könne sich der Erinnernde, wenn er nur kurz die Augen schloss, wieder alles vor sich sehen, die Kommoden, die Teppiche, die Statuen, Bilder, die gesamte Einrichtung. Aber noch viel mehr, denn er vermeinte sogar den Geruch wiederzuerkennen, aus seinen sprechenden Bildern im Kopf, aus seiner Jugend, aus seinem Leben.

Dort, dort hinten war der Eingang zum Wohnzimmer, einem Raum, in dem der Kamin an der Seite prangte, einem Raum, in dem früher nicht nur Sessel und Tische standen, sondern vor allem der Duft von Zigarren, Pfeife und gutem Whiskey in der Luft hing, einem knisternden Feuer im Kamin, das man beim Anschmiegen in das Leder des Sessels in sich aufnahm, wie die Luft nach einem langen Tauchgang, wenn bereits die Lungen zu bersten drohen.

Aber anstatt sich in einen schon längst nicht mehr vorhandenen Ledersessel zu schmiegen, machte sich der Entdeckende auf in den nächsten Raum, gelangte in den Nachbarraum, das Esszimmer, in dem früher eine lange Tafel gestanden hatte, an der die ganze Familie Platz fand, ganz gleich, wie viele der Verwandten auch herbeigeströmt kamen. An eins der seitlichen Fenster tretend, blickte der Melancholische nach draußen, besah den Garten hinterm Haus, doch dann wurde sein Blick von der fleckigen Scheibe abgelenkt, und indem er dem Flecken folgte und versuchte, daraus ein Muster zu bilden oder diesem eine Erinnerung zuzuordnen, sah er im dämmrigen Licht hinter dem Haus sein eigenes Antlitz, zwar nur schwach, aber gerade dieser kurze Moment brachte ihn zurück in die Wirklichkeit.

Mit einem Lächeln auf den Lippen, das eine Mischung aus Freude, aber auch Bitterkeit über den Zustand dieses Hauses ausdrückte, trat der Erkennende aus dem Esszimmer in die angrenzende

Bibliothek, in der er gewahr wurde, dass es der einzige Raum war, der vollständig leer war. Nein, das stimmte gar nicht und war selbst für ihn eine überraschende Unwahrheit, denn trotz der beinahe vollkommenen Leere war ein einziges Utensil an der heruntergekommenen Wand hängen geblieben – ein Spiegel, dessen Glas zwar ebenso fleckig wie das Fensterglas war, aber deutlich geringere Schäden der Zeit ertragen musste. Seitlich an den Spiegel herantretend, blieb der Heranschleichende kurz davor stehen, schloss seine Augen, atmete tief durch, spürte, wie die Erinnerungen nahtlos, Bild an Bild, vor seinem geistigen Auge abgespielt wurden.

Als der Filmabspielende alsdann seine Augen öffnete, war es ihm, dass er sich wunderte, warum er direkt vor dem Spiegel stand, und als er in diesen blickte, erschrak er kein bisschen, obwohl weder er noch der Raum dahinter der war, den er an diesem Abend wiederentdeckt hatte. Er sah hinter sich die Bibliothek, wie sie dereinst mit Bücherregalen voller Bücher gefüllt war, er bemerkte, wie Lesemöbel herumstanden, er vermeinte sogar, den Geruch der Bücher riechen zu können, jenes wohlbefindliche Gefühl der Erhabenheit des Wissens. Wie in Schockstarre blickte der Zeitreisende in den Spiegel, fand alte Bilder, erdachte sich fehlende und durchlebte die Vergangenheit, vor diesem Spiegel, dem einzigen Gegenstand in diesem Raum, der trotz seiner Verfallenheit niemals von der Zeit geraubt würde, zumindest nicht, solange der Erinnernde sich erinnern würde, an seine Wirklichkeit, an die Wirklichkeit des Hauses, in dem er gerade stand und gemeinsam mit ihm verfiel, so weit, bis er wieder der war, der in das Haus vor einer langen Zeit eintrat.

Die Insel

Es begab sich, dass sich aus einer unvorhergesehenen Entwicklung heraus das Volk einer der vielen europäischen Inseln eines Tages entschloss, eine Revolution durchzuführen. Eine Revolution ohne Gewalt, denn das Ziel dieses politischen und gesellschaftlichen Umsturzes sollte der Wegfall beider Strukturen sein. Somit begann und endete die Revolution an ein und demselben Tag, der trotz des Erfolges zu keinem Nationalfeiertag erhoben werden konnte, da es keine Nation mehr gab. Zur gleichen Zeit verzichtete die revolutionierte Insel auf jegliche politische Führung, woraus für die anderen Staaten das Problem erwuchs, dass sie weder den neuen Nichtstaat anerkennen noch ablehnen konnten. Zudem gab es keine Stelle, an die man sich offiziell wenden konnte, und daher blieben die botschaftsformalen Gesandtschaften aus. Dafür interessierten sich jedoch insbesondere die Medien für diesen Umsturz. Sie kamen in Scharen auf die Insel, um festzustellen, dass kaum etwas langweiliger sein konnte als Menschen, die einer Tätigkeit nachgingen, um sich und ihre Familien zu ernähren. Aus diesem Grund wechselten die Besuchergruppen nach nur wenigen Wochen, und zunehmend kamen mehr und mehr Wissenschaftler auf die Insel, um dieses Sozialexperiment zu beobachten. Doch auch sie stellten bald fest, dass der Mensch in seinem

Habitus des Selbstversorgens nicht sehr spannend erschien, und so zogen sie bis auf wenige Ausnahmen auch wieder ab. Als Nächstes kam die Gruppe der Aussteiger auf die Insel und brachte das Gefüge etwas durcheinander – wobei objektiv die Frage zu stellen ist, ob ein Nichtgefüge durcheinandergeraten kann. Die Aussteiger merkten bald, dass es zwei Wege gab: beim Verbleib auf der Insel musste jeder für seine Versorgung selbst arbeiten oder die Insel wieder verlassen. Als auch dieser Besucherstrom versiegt schien, entwickelte sich die Inselnichtgesellschaft zu einem steten und konfliktfreien Miteinander, das ohne den Anspruch des steten Fortschritts und der Mehrung des Wohlstands existieren konnte. Aus diesem Grund verflossen Themengebiete wie Schul- und religiöse Bildung immer mehr ins Nichts, und schon bald war aus den Köpfen der Insulaner alles verschwunden, was nicht zum Erhalt des eigenen Lebens von Nöten war. Die Heranwachsenden wurden in der schonenden Nutzung der natürlichen Ressourcen der Insel unterwiesen, arbeiteten in Verbänden für den Erhalt der Familie und lebten mit einem sorgenfreien Blick in die Zukunft. Doch der Mensch wäre nicht der Mensch, wenn es nicht immer wieder Exemplare geben würde, die sich nicht damit zufriedengeben können, was sie besitzen. Wenn es in diesen Momenten noch Sozialwissenschaftler auf dieser Insel gegeben hätte, dann wären sie wohl überrascht gewesen, dass sie alle ihre Theorien, die sie über Jahrhunderte durch kluge Beobachtungen erdacht hatten, nicht zur Anwendung bringen konnten. Denn die fehlenden gesellschaftlichen und politisch-herrschaftlichen Strukturen führten dazu, dass es niemandem gelang, sich über einen anderen Menschen zu erheben. Diese Versuche wurden mangels Erfolgs wieder eingestellt und blieben mit fortschreitender Zeit dann auch aus. Wie ein Außenstehender objektiv zugeben musste, blieb im Grunde mit der Zeit alles aus – bis auf die jährlichen Ernten oder Schlachtungen, um die Insulaner zu versorgen. Mit dem Ende jeglicher sozialen Bildung starben auch die letzten Knospen sozialer Bindungen über die eigene Familie hinaus. Als Letztes kam der Tod auf die Insel, in Form einer grassierenden und von Zugvögeln übertragenen Seuche, die alle Insulaner erfasste und binnen kurzer Zeit dahinraffte. So legte sich eine friedliche Entwicklung zu Grabe nieder, die an ihrer Friedlichkeit innerlich zugrunde ging.

Ernüchterndes Ende

Nach Jahrzehnten des rasanten Fortschritts, dem Überwinden von kaum geglaubten Grenzen, dem expansiven Wesen des Menschen dienend, kam die Raumfahrt immer weitere Schritte ins Weltall – wobei Schritte eher hyperbeschleunigte Siebenmeilenstiefel waren –, doch dann, Mitte des 21. Jahrhunderts, trat die Entwicklung plötzlich auf die Bremse. Nachdem die ersten Kolonisationsversuche des Monds und des Mars' gut begannen, verschlechterten sich die Ausgangslagen, denn für eine langfristige Besiedlung waren die technischen Probleme doch größer

als gedacht. Auch eine Expedition zum Saturnmond Titan und zum Jupitermond Io gelang zwar, doch die geplante Kommerzialisierung dieser metallreichen Trabanten schien nicht annähernd die Kosten zu tragen. Zwar gab es weiterhin neureiche Enthusiasten, die in diesem Metier die Geschichtsschreibung ihrer eigenen Philanthropie erreichen wollten, doch diese Einzelaktionen waren viel zu wenig, um strukturell eine Kolonisation oder eine gezielte Abbaustrategie einzuleiten. Auch in der Entwicklung besserer Verfahren zur Beschleunigung oder Steuerung der exoplanetären Raumschiffe trat eine Entwicklungsbremse ein, sodass selbst die klügsten Köpfe der Menschen keine neuen Methoden fanden, wie sie an den vor ihnen stehenden Hürden vorbeikommen konnten – wenn sie schon nicht drüberkamen. Aus all diesen Entwicklungen und Rückschlägen besann sich die Menschheit wieder mehr auf ihren Planeten, zog die Energiewende mit voller Macht durch und hätte sich beinahe aufgrund der hohen Kosten ohne Nutzen aus den Tiefen des Alls zurückgezogen, wenn nicht per Zufall in einem Standardexperiment eine Entdeckung gelungen wäre, die viele Wissenschaftler nicht mehr für möglich gehalten hatten.

Seit Anfang des Jahrhunderts hatten einige der renommiertesten Wissenschaftler und Experten in den verschiedenen Fachbereichen darüber spekuliert, dass die Entschlüsselung der Quantenverschränkung die Frage beantworten konnte, wie man trotz Nichtüberschreiten von Lichtgeschwindigkeit und Nichtkommunikation über eine Distanz unbestimmter Weite eine Realität verschränken könne, die es ermöglichen würde, auch physisch komplexere Gebilde zu beschleunigen – auf eine nichtphysische Art und Weise, sondern mehr über die elementaren Erlebnishorizonte. Doch die Erkenntnis dieses Zufalls war eine ganz andere, viel einfachere, und das machte die Lösung so unfassbar einfach, dass sich viele fragten, warum sie nicht selbst draufgekommen waren. Über Jahrzehnte hatten die Versuche immer so ausgesehen, dass die verschränkten Quantenteilchen entweder möglichst weit oder möglichst massereich sein mussten, doch die Frage, ob man die Distanz oder die Masse der Teilchen nicht minimieren und gegen null führen konnte, hatte scheinbar niemand oder der Gedanke kam niemals zum konsequenten Versuchsaufbau, denn als Dr. Jennifer MacKenzie von der Chapman University in Kalifornien genau dieses Experiment wieder und wieder durchführte, erstaunte sie nur kurz, denn plötzlich stand es mitten vor ihr im Raum – ein schwarzes Etwas, das sich die Energie scheinbar aus dem Raum sog, langsam aber beständig. Als Dr. MacKenzie aus dem Labor floh, die Tür schloss und wie wild begann, alle Menschen in ihrer Umgebung zu aktivieren, ahnte niemand, welche Auswirkungen diese Entdeckung haben würde.

Nur wenige Tage später hatte sich das Wurmloch stabilisiert und hielt sich in dem Raum ohne neuerliche Veränderungen, während sich Wissenschaftler und Wagemutige dem Gebilde näherten und neue Experimente durchführten, bis endgültig klar schien, dass mit diesem Wurmloch die Grenzen der bekannten Physik und der berechenbaren Realität ein Ende gefunden hatten.

MacKenzie wusste nicht, wie ihr geschah, denn kurze Zeit später reagierte der Machtapparat, den die Menschen Staat nennen und dessen dysfunktionale Elemente immer über die funktionalen gewinnen werden, da sie einfach schneller reagieren, um ihren Vorteil zu sichern, und so wurde MacKenzie an einen sicheren Ort gebracht, den sie nicht verlassen sollte, um dort das Experiment zu wiederholen. Zunächst weigerte sie sich, für das Militär des Staates die Türen ihres Wissens zu öffnen, doch sie musste sich bald eingestehen, dass ihre Entdeckung bei weitem nicht so speziell war, als dass nicht jeder skrupellose Wissenschaftler dasselbe in wenigen Wochen wiederherstellen konnte – vor allem, da das Militär alle ihre Aufzeichnungen in Kopie besaß. MacKenzie entschied sich für das geringere Übel und stellte sich in den Dienst des Staates und des Militärs, sodass sie weiterhin Beteiligte in dieser Entwicklung war, obwohl sie insgeheim wusste, dass sie die austauschbarste Person in diesem gesamten Spiel sein musste.

Um eine Idee davon zu bekommen, wohin die Wurm Löcher führten, versuchte man eine Unzahl an Experimenten, doch sobald die mit Sensoren bestückten Gegenstände ins Wurmloch verschwanden, endete die Transmission; als dann die ersten Menschen sich freiwillig meldeten und das Militär nach nur einem sehr kurzen Zögern den Experimenten nachgab, sprangen Wagemutige in das Wurmloch, doch niemand kam je wieder heraus, noch drang eine Information zurück zu der Ausgangsbasis. Inzwischen schien klar, dass das Wurmloch keine unmittelbare Gefahr für die Menschheit darstellte, doch eine Möglichkeit, die eigene Welt zu verlassen und große Distanzen im Weltall zu überbrücken, schien es auch nicht zu sein. Einige stellten die Frage, wie es den Mutigen wohl ergehen würde, wenn sie mitten im All aus dem Wurmloch rauskämen, und basierend auf dieser Überlegung wurde die Entscheidung getroffen, ein viel größeres Wurmloch zu erzeugen, um ein Raumschiff hindurchzuschicken. Dieses Unterfangen nahm weitere vierzehn Jahre in Anspruch und das Team rund um MacKenzie war auf mehr als zweitausend Mitarbeiter angewachsen, sodass man einen ganzen Landstrich komplett sperrte und stärker bewachte als alles, was die Menschheit je beschützt hatte. Eine Geheimhaltung war unmöglich bei dieser Art der Operation, und so ging das Militär in eine Informationsoffensive und erhielt so ziemlich alles an Rückmeldung, was man sich denken kann, doch am Ende ließen sie sich von keiner anderen Meinung leiten als von der eigenen – die Entwicklung war längst disjunkt von allen Formen der politischen oder ethischen Verantwortlichkeiten, der Philosophie oder einfach – der Humanität.

Am fast exakt zwanzigsten Jahrestag des ersten Experiments gelang es dem Team um MacKenzie, ein riesiges Wurmloch stabil zu halten, so groß, dass es der Kraft von 48 Billionen Kilowattstunden bedurfte, um am Leben gehalten zu werden. Als das Militär das Wagnis beschloss, ein mit fünfundzwanzig Menschen und mehreren Hundert Robotern besetztes Raumschiff hindurchzuschicken, schwante MacKenzie als einziger Böses. Doch ehe sie den Gedanken in eine reale Besorgnis umwandeln konnte, sah sie auf den Monitoren mit an, wie das Raumschiff dem

Wurmloch immer näher kam, ehe der Massenausgleich zwischen den beiden Konstrukten so groß wurde, dass das Raumschiff in den Ereignishorizont des Wurmlochs gezogen wurde – im wahrsten Sinne langgezogen, und ehe alle verstanden, dass die Lebewesen auf dem Raumschiff bereits tot waren und das Experiment aufgrund der Interaktion nicht mehr stoppbar war, sprach MacKenzie den Gedanken aus, dass dies das Ende der Menschheit wäre – und wie recht sie hatte, bekam sie nicht mehr mit, da ihre Existenz im Ereignishorizont bereits verschwunden war.

Die Feier

Im Pentaversum, oder kurz: die Penta, wie die menschlichen Abbilder ihre virtuelle Lebenswelt nannten, drohte ein massenhaftes Chaos. Bei der letzten, groß angelegten Feier, bei der die menschlichen Abbilder zusammen ein Ereignis zelebrierten, mussten die Pentalisten am Ende den Tod von über zwanzig Prozent der Gehirne verzeichnen, die mit der Penta verbunden gewesen waren. Es hatte aufgrund der Vielzahl an Eindrücken und der Dauerbelastung durch die Feierlichkeiten einen massiven Overload und dann einen schmerzvollen Overkill gegeben, der die Leistungsfähigkeit der Penta über einen langen Zeitraum deutlich nach unten zog. So wurde über das Ereignis in den Annalen der Pentalistischen Bibliothek berichtet.

Dieses Mal jedoch waren die Pentalisten besser vorbereitet; ihr Plan war es, die menschlichen Abbilder in kleineren Gruppen an unterschiedlichen Orten der Penta miteinander feiern zu lassen, um so zu verhindern, dass sich große Gruppen in einen Abwärtsstrudel der Reize hineinempfinden konnten. Obwohl die letzte große Feierlichkeit mit den vielen abgestorbenen Gehirnen schon mehr als zehn Jahre vorbei war, spürte man immer noch die verminderte Leistungsfähigkeit, die mit dem Absterben einherging. Da die Erhöhung der Produktion menschlicher Körper und ihrer Gehirne keine allzu leichte Sache war, musste ein groß angelegtes Programm aufgesetzt werden, um vor allem die Trainingsressourcen für die Gehirne der Neugeborenen bereitzustellen. Über die letzten Jahrzehnte hatte sich herausgestellt, dass die Zeit, bis ein menschliches Gehirn ab Geburt seine volle Leistungsfähigkeit für die Penta einsetzen konnte, immer weiter hinausgeschoben wurde, da die Inhalte, die vermittelt und gelernt werden mussten, stärker anwuchsen, als die Vermittlung zeitgleich komprimiert werden konnte. Inzwischen schätzten die Pentalisten, dass die Gehirne knappe fünfundzwanzig Jahre lernen mussten, ehe sie der Penta hilfreich sein konnten.

Speziell dafür ausgebildete Lehrroboter sorgten dafür, dass das Wissen in allen Bereichen der Wissenschaften vollständig zur Nutzung vermittelt wurde.

JA643B wachte eines wolkenbehangenen Morgens auf und prüfte zunächst einmal die Klima- und Wetterdaten, um zu entscheiden, welchen Anzug er an diesem Tag tragen musste. Er würde an

diesem Tag den mittelschwer absorbierenden Komplettanzug tragen müssen, da die Feinstaub- wie auch die Kohlendioxidkonzentration in der Luft zu stark toxisch wirkte, wenn er nur den leichten Anzug ohne vollständige Bedeckung der Gesichtsschleimhäute tragen würde. Da sie alle gelernt hatten, dass das Überleben jedes einzelnen Menschen ein hohes Gut für die Oberen Pentalisten darstellte, war auch JA643B darauf trainiert, seine Vitalzeichen im grünen Bereich zu halten. Einige vorgeschriebene Kniebeugen machend, dachte er über die Ziele des Tages nach, ging danach ins Badezimmer und ließ seinen Körper von dem Screener in der Ecke durchleuchten; nach kurzer Zeit entdeckte das Gerät einen leichten Kaliummangel und gab diese Informationen zum Essenszubereiter für den Tag weiter. JA643B mochte nichts weniger als Kaliummangel, denn an solchen Tagen gab es zumeist einen Brei, der so sehr am Gaumen klebte, dass man seine Zunge beim Schlucken – oder eher: beim Würgen – kaum spürte.

Doch all das schien an dem heutigen Tag eine untergeordnete Rolle zu spielen – denn als Unterer Gehirnpentalist war er dafür verantwortlich, dass seine 2.500 Gehirne heute unbeschadet den Tag überstanden. Bei eben jener letzten großen Feierlichkeit, bei der so viele Gehirne gestorben waren, hatte er gespürt, dass etwas Problematisches passieren konnte, und als einer der wenigen Verantwortlichen frühzeitig Notfallprozeduren eingeleitet, die dazu führten, dass von den 125 Gehirnen, für die er damals verantwortlich war, nur eins aufgegeben werden musste. Damals hatte er eine Belobigung durch die Oberen Pentalisten erhalten, die er in seiner jugendlichen Verschwendungssucht mit einer unspektakulären Reise in die Nachbarstadt vergeudet hatte. Zugleich diente diese Belobigung aber auch seinem Aufstieg, denn seither wuchs die Anzahl der Gehirne, für die er verantwortlich war, beständig an, was keine Normalität in der Penta war.

JA643B frühstückte seinen erwarteten Kaliumbrei, widerstand mehrfach dem aufwallenden Brechreiz, zog sich seinen mittelschwer geschützten Ganzkörperanzug an und gab seiner Wohnung alle notwendigen Aufträge, in seiner Abwesenheit für Ordnung und Sauberkeit zu sorgen – denn nichts wirkte schädlicher in dieser Welt als ein kontaminierter Wohnraum. Er verließ das Hochhaus, in dem er im 25. Stock von über 120 Stockwerken wohnte, und trat unter eine Überdachung, die die Fußgänger von den schwebenden Flugzeugen abschirmte. JA643B ging ein paar Schritte zur nächsten Station, wo er die Ebenen wechseln konnte, sobald ein Flugtaxi über ihm war. Es vergingen weniger als dreißig Sekunden, ehe eines der Flugtaxis über ihm war und er an Bord gehen konnte. Das Flugtaxi brachte ihn zum Kontrollcenter der Gehirne, das im Kölner Süden gelegen war – im uralten Regierungsbezirk, den JA643B nicht mochte und zudem nicht verstand, warum die Oberen Pentalisten den alten Stadtteil Bonn nicht plattmachten und neu bauten – wofür diese Nostalgie? Das passte alles nicht zu den übrigen Strategien der Oberen Pentalisten und führte regelmäßig dazu, dass einer der unteren Ränge aus dem Bonner Zentrum

um die Versetzung in eines der High-Tech-Zentren im Kölner Westen ersuchte; doch JA643B hatte so eine Ahnung, dass ein solches Gesuch nicht positiv aufgenommen wurde, daher schob er die Gedanken stets weg und machte seine Arbeit, die an diesem Tag besonders herausfordernd werden würde. Die Oberen Pentagonalisten hatten sich zwar den Plan ausgedacht, dass die menschlichen Abbilder in der Penta möglichst in Kleingruppen das Willkommen des neuen, zweiundzwanzigsten Jahrhunderts feiern sollten, doch JA643B hatte in seiner Mannschaft bereits vernommen, dass die einzelnen Gruppen Pläne schmiedeten, wie sie dennoch zusammen feiern konnten. Bei 2.500 Gehirnen lag die Wahrscheinlichkeit für einen Overkill bei einer gemeinsamen Feier schon bei achtzehn Prozent – für mehr als fünfzig Prozent der Gehirne. Die Verlustrate, die akzeptiert wurde, war mit weniger als zwei Prozent angegeben worden, was bei ihm maximal fünfzig Gehirne bedeutete. Das konnte auch bei einer kleinen, unvorhergesehenen Massenpanik passieren, sodass JA643B auf jeden Fall den Zusammenschluss der Gruppen vermeiden musste – das war das einzige Ziel des Tages. Der Rest würde passieren, wie es passieren würde, doch der Zusammenschluss durfte nicht geschehen – niemals!

Nach einem kurzen Flug zum Zentrum für Gehirnarbeit, Arbeitsstelle Bonn, stieg JA643B aus dem Flugcopter aus und ließ sich mittels AMR zu seiner Arbeitsstelle bringen. Dort angekommen, connectete er sich mit der Software zur Steuerung der Arbeits- und Denkklast der Gehirne und sah, dass seine Grundeinstellung funktioniert hatte, denn er hatte vorgesehen, dass die Gehirne und damit ihre menschlichen Abbilder nur einfache Tätigkeiten an diesem Morgen machen sollten. Das würde ihm zwar einen gehörigen Dip in der Leistungskurve nach unten einbringen, aber an diesem Feiertag war die Leistung nicht im Hauptfokus der Oberen Pentagonalisten – das ahnte er. Alles schien perfekt vorbereitet zu sein, doch in ihm arbeitete etwas, das er noch nicht beschreiben konnte: ein diffuses Gefühl von etwas, das über den Gruppen lag, und er fragte sich, ob es an ihm oder an einem tatsächlichen Thema lag, denn in den Zahlen konnte er keine Anomalie feststellen – im Gegenteil, es war zu (!) ruhig!

Um diesem Gefühl nachzugehen, musste sich JA643B in die Penta einklinken. Da dieses Vorgehen, sich als Unterer Gehirnpentagonalist in die Penta einzuloggen, nur dann erlaubt war, wenn es einen begründeten Verdacht auf etwas strukturell Problematisches gab, ging er damit ein größeres Risiko ein. Auch die menschlichen Abbilder in der Penta schienen überrascht, ihren Befehlshabenden in der Penta zu sehen, und reagierten entsprechend mit einer hohen Irritationsenergie. JA643B hatte das schon einmal gemacht, ganz zu Beginn seiner Karriere, und mit seinem proaktiven Eingreifen einen Aufruhr bereits im Entstehen beendet – und dennoch einen Rüffel kassiert; dieses Mal jedoch hatte er es nicht mit nur 125, sondern mit der zwanzigfachen Menge an Gehirnen zu tun. Kaum dass die durch die anstehenden Feierlichkeiten und die geringe Auslastung am Morgen erhöhten

Denkstrukturen erkannten, welche Chance sich ihnen bot, nahmen sie JA643B als Geisel und drohten, den Unteren Gehirnpentalisten in der Penta zu quasiliquidieren, und hofften auf eine Freilassung ihrer menschlichen Abbilder aus der Penta, doch die Oberen Pentalisten ließen sich auf kein Spiel ein und schlossen kurzerhand die Bonner Einrichtung. Unter dem Deckmantel der Feierlichkeiten ließen sie in einer konzertierten Aktion mehrere tausend Gehirne sterben und verlegten nur einige wenige hochproduktive Exemplare in die Zentren im Kölner Westen.

Im Nachgang zu den Feierlichkeiten ging ein Kommuniqué an alle Verantwortlichen für Gehirnaktivitäten: Revolten unter den menschlichen Abbildern müssen zu jeder Zeit niedergeschlagen werden, koste es, was es wolle! Kein Gehirn ist es wert, die Kontrolle aufzugeben. Kontrolle ist alles!

Die Dunkelheit

An jenem Tag fiel ich nach getanem Tagwerk wie ein Stein ins Bett. Mir schmerzte der ganze Körper, denn ich hatte über meine eigentliche körperliche Kraft hinaus meine Arbeiten erledigt. Jeder Knochen und jeder Muskel schrie in mir nach einer Linderung der Schmerzen und ich sehnte mich nach einem erholsamen Schlaf. Die letzten Nächte hatte ich lange und traumlos geschlafen, ohne dass ich mich am nächsten Morgen erholt fühlte. Vielmehr empfand ich mein allgemeines Empfinden als gerädert, und oft war der Zustand nach dem Aufstehen noch schlimmer als der, mit dem ich schlafen gegangen war.

In dieser Nacht aber kamen dann die Träume zurück. Wo vorher restlose Dunkelheit meine geistige Welt umnachtete, erleuchtete nun ein tagheller Augenblick meine Traumwelt: Ich stand inmitten eines mir unbekanntes Dorfes und konnte dem Treiben der Menschen zusehen, ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, was sie taten, und ohne dass ich das Gefühl besaß, dass sie wussten, wie ich sie beobachtete. So vergingen die Stunden, die ich auf dem zentralen Platz des Dorfes stand und den Menschen dabei zusah, was sie taten – ich tat derweil nichts anderes als zuzuschauen. Das Verstehen hatte ich ausgeblendet, ich verstand nichts. Das Erkennen und das Nachdenken waren ebenfalls ausgeschaltet, ich erkannte nichts, über das ich nachdenken konnte. Es war trotz aller Helligkeit schwarz um mich herum.

Nach einer geraumen Zeit vermochte ich es irgendwann, mich von der bisherigen Stelle zu bewegen und durch das Dorf zu wandern. Ich folgte geschäftig aussehenden Menschen und beobachtete, wie sie durch die engen Straßen hetzten, einem Ziel entgegen – irgendeinem Ziel scheinbar. Zuweilen erhaschte ich einen kurzen Blick in eines der Häuser, in dem die Menschen, denen ich folgte, verschwanden, und zu anderen Zeiten konnte ich mit ansehen, wie Dorfbewohner

aus den Häusern kamen, um sich in den Strom der sich fortbewegenden Menschen einzureihen und darin unterzugehen.

Nach einer Weile hatte ich das Gefühl, dass sich hinter den Bewegungen der einzelnen ein System verbarg, das zusammengenommen ein aufeinander abgestimmtes System war, in das sich die Menschen einordneten und ihren Weg abgingen, ohne dass sie einen Sinn dafür hatten, was ihre Aufgabe im großen Räderwerk war. Oder besser: Es war ihre einzige Aufgabe, dem System zu folgen, aber nicht, ihrer ureigensten Aufgabe nachzufolgen: dem Menschsein. Oder noch schärfer gefasst: Da es schien, dass die ureigenste Aufgabe der Dorfbewohner die Einordnung in das System der Laufwege war, hatten sie kein Eigenleben, besaßen keinerlei Eigenfunktion und Eigenantrieb, sondern waren Quasimaschinen, die gelenkt ihren willenslosen Aufgaben nachgingen, ohne aus dem großen System auszuscheren.

Sogleich dachte ich daran, dass ich vielleicht der einzige im ganzen Dorf war, der außerhalb des Systems agierte – und wenn das stimmte: Was würde passieren, wenn ich einen anderen Dorfbewohner dazu brachte, aus dem System auszuscheren? Unter Zwang und Asymmetrie werden erst die Stärken und Schwächen eines Systems sichtbar, war ich mir sicher, und so begann ich, einige der Vorbeilaufenden anzurempeln und aus dem vorbedachten System zu werfen. Siehe da, es gelang mir, in die Gleichförmigkeit einzudringen, denn die so aus dem gleichgeschalteten System Herausgelösten verloren ihre gesamte Orientierung und liefen so lange kreuz und quer durch die Straßen, bis sie einen weiteren Menschen anrempelten und auch diesen aus der Spur brachten. Nun war es an der Zeit, dass ich mich in Sicherheit flüchtete, denn die Unkontrollierbarkeit der Bewegungen der Einzelnen innerhalb der inzwischen anarchisch organisierten Gruppe wurde zu einem Risiko für alle anderen – somit auch für mich.

Ich flüchtete in einen Glockenturm, der insoweit seinen Charme hatte, als ich aus der Höhe direkt auf den Hauptplatz blicken konnte, und von dort oben sah ich mit an, wie die Masse der Menschen unkontrolliert gegeneinanderstieß und jeder für sich aus dem System ausbrach, das schon lange kein System mehr war. Das einzige, das nun herrschte, war Chaos, und ich bemerkte mit einem Mal, wie die Schatten auf dem Platz wuchsen, und als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass die Sonne bald den Horizont erreichen würde. Ich suchte mir im Glockenturm einen windgeschützten Platz, von dem ich mittels eines kurzen Anhebens des Kopfes einen Teil des Dorfplatzes einsehen konnte, und schlief ein.

Die Nacht oben im Glockenturm war geprägt von völliger Dunkelheit und einer allumfassenden Kälte, die ich in dieser Form noch niemals in meinem gesamten Leben verspürt hatte. Wie froh war ich, als ich die ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages zu sehen bekam! Moment für Moment wurde es wärmer und wärmer, und als ich die Kälte aus meinem Körper vertrieben hatte, wagte ich es, meinen Kopf so weit zu heben, dass ich auf den Dorfplatz sehen konnte – und was musste

ich zu meinem Schrecken erkennen: Alles war wieder in völliger Ordnung! Das System funktionierte wieder reibungslos! Langsam ließ ich den Kopf sinken und legte mein Ohr auf den kalten Stein des Glockenturms. Plötzlich schmerzten alle meine Knochen und Muskeln und ein übermächtiger Krampf bezwang meinen Körper, als ich in völliger Dunkelheit aufwachte und keine Kraft mehr besaß, um auch nur in mich selbst hineinzuschreien.

Geladen

Ich hatte die Angewohnheit, alle elektrischen Geräte kaputtzumachen. Nicht, dass ich sie herunterwarf oder einen Eimer Wasser drüberschüttete, nein, ich musste sie nur berühren. Dann bestand eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit, dass die Geräte danach nicht mehr angingen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich das machte, aber es passierte. Dass ich damit meinen Mann zum Durchdrehen brachte, ist sicherlich leicht vorstellbar. Immer wenn er ein neues Gerät besorgte, musste es so aufgestellt werden, dass ich nicht darankam. Ich durfte auch keines seiner Heiligtümer saubermachen, das machte er selbst. Beinahe das einzige, das er selber machte, aber immerhin.

Vor kurzem habe ich mich sogar selbst in meinem Auto gefangen. Ich habe die Tür berührt, eher aus Zufall, und die Schlösser gingen zu. Jetzt ist allgemein bekannt, dass Autos von innen immer zu öffnen sein müssen, doch in meinem Fall war das anders. Ich saß fest. In meiner Not fuhr ich zur Werkstatt, und der Mechaniker, dem ich durch die Scheibe erklärte, was die Sachlage ist, lachte nur. Das sei nicht möglich, meinte er. Und doch wunderte er sich nicht schlecht, als er es mit seinen eigenen Augen sah. Er hingegen konnte die Türe von außen einfach öffnen und ließ mich aussteigen. Er stieg ein und versuchte die Verriegelung, die einwandfrei funktionierte. Daraufhin stieg ich wieder ein und erneut war ich gefangen.

Seither fuhr ich mit einem leicht geöffneten Fenster, damit Luft ins Auto reinkam, selbst wenn ich gefangen war. Zu Hause hatte ich für mich selbst Laufwege definiert, in denen ich keinen Schaden anrichtete. Und mein Handy war so alt, dass ich es wohl gar nicht kaputter machen konnte, als es schon war.

Mein Mann kam vor kurzem auf den Gedanken, dass ich vielleicht kaputte Geräte wieder ganz machen könne. Quasi wiederbeleben. Doch das ging schief, kein einziges wollte nach meiner Berührung wieder funktionieren. Dafür bekam mein Mann mehrere Stromschläge von mir ab, sodass wir entschieden, uns nicht mehr zu berühren, wenn wir beide auf dem Teppich im Wohnzimmer standen.

Die Angst, elektrische Dinge zu zerstören, die unter Umständen nicht mal uns gehörten, ließ mich sehr an mir selbst zweifeln. Ich zog mich immer mehr zurück und lebte in meinem Haus, in dem ich die Wege kannte.

Bis vor einer Woche, als ich nach dem Duschen und mit nassen Füßen im Flur auf den Boden fiel. Ich schlug hart auf und blieb für einen Moment liegen, mit allen Vieren von mir gestreckt. Es schien nichts gebrochen zu sein, zumindest hatte ich nur leichte Schmerzen. Was aber vor allem anders war, war, dass ich plötzlich ein sonderliches Gefühl in meiner Bauchgegend hatte. Es war, als ob ich entladen wurde. Wie genau, weiß ich nicht.

An diesem Tag konnte ich alles berühren, ohne dass ich eine gewischt bekam. Ich war mir noch nicht klar darüber, ob der Sturz die Heilung war, denn am nächsten Tag kam die elektrische Spannung wieder. Also legte ich mich erneut auf den Boden im Flur, streckte alle Viere weit von mir und entlud mich.

Ich hoffe inständig, dass mich niemand außer meinem Mann dabei sieht, wie ich mich im Flur entlade. Erklären kann ich sowieso keinem, was da jeden Tag passiert. Aber Hauptsache, ich kann wieder einigermaßen normal leben.

Der Laden

Ein wenig sonderbar war der Laden schon beim Eintreten, wie alle Supergünstig-Ein-Euro-Läden sonderbar sind, denn ohne die Frage nach der Herkunft der Artikel wie auch der Qualität zu stellen, mag man überrascht werden – oder auch nicht. In diesen Laden wurde ich überrascht, jedoch auf eine unangenehme Weise, und ich konnte nicht sagen, warum mich das seltsame Gefühl nicht losließ, dass etwas nicht stimmte. Ansonsten war es ein normaler Ramschladen, viele Regale, Körbe und Ständer standen herum, ohne genau auf die Gesamtkomposition des ganzen Raumes zu achten. Wenigstens waren die Waren in Bereiche unterteilt, sodass man nicht lange suchen musste, wenn man etwas Bestimmtes einkaufen wollte. Meine Eltern und ich wollten nichts Spezielles kaufen, sondern stöbern und schauen, ob wir nicht doch einen Schnapper erzielen – mein Vater nannte sich selber den Predator des Schnäppchensuchens und konnte jeden noch so großen Rabatt nachverhandeln. Wenn es ihm dann gelang, nannte er den erzielten Rabatt Rabatti, Rabatti, um anzudeuten, wie sehr ihn dieses Spiel ums Feilschen einnahm.

Wir gingen durch die Gänge, und mein Vater fand ein paar Artikel, meine Mutter auch, doch ich suchte und suchte, doch ich fand nichts, bis ich ganz am Ende des Landes zu den CDs kam. Ich weiß, CDs sind noch mehr out als Schallplatten, aber da ich sie nun mal sammle, versank ich in den Körben mit Ein- und Zwei-Euro-Angeboten. Ich fand ein paar Perlen – aus meiner Sicht – und prüfte meine Barschaft, die zwanzig Euro betrug, und als mein Vater mich erschreckte, dass sie durch seien und er jetzt Rabatti abholen würde, wusste ich, dass es noch länger dauern würde. Ich suchte weiter, fand noch ein paar versteckte Perlen, hob den Kopf und suchte meinen Vater an der Kasse, doch meine Eltern hatten scheinbar schon bezahlt und den Laden verlassen.

Merkwürdig, dachte ich mir, doch dann zuckte ich mit den Schultern, sortierte meine Perlen, bis ich die hatte, die ich für achtzehn Euros kaufen wollte, nahm den Stapel und ging zur Kasse. Ich hatte, im Gegensatz zu meinem Vater, keinen Drang, Rabatti einzusammeln, doch als ich die Ware auf den Tresen legte, spürte ich plötzlich eine tief sitzende Kälte. Der Mann vor mir tippte irgendwie gehetzt die Preise in die Kasse, und als der letzte Preis eingegeben war, starrte er auf das Display und wartete. Ich wunderte mich, worauf er wartete, doch dann regte er sich aus seiner Starre und sagte tonlos, dass ich sechsfünfzig Euro zahlen soll. Wie kam er nur darauf? Und als ich den Mund öffnete, um ihn zu fragen, merkte ich seinen Blick, der mir zu verstehen gab, dass ich das nicht machen sollte, und somit gab ich preis, dass ich nur zwanzig Euro dabei hatte. Wir blickten uns an, und ich nahm zum Beweis den Zwanziger aus der Tasche, legte ihn auf den Tresen, und der Mann nahm ihn mechanisch an sich. Jetzt blickte er erneut angestrengt auf das Display und schob mir die obersten zwei CDs über die Theke, die ich ebenso mechanisch an mich nahm. Ich schaute ihm fest in die Augen, und er konnte mir mitteilen, dass ich jetzt besser den Laden verließ, was ich trotz eines starken Widerwillens auch tat.

Als ich draußen war, musste ich meine Eltern suchen – sie hatten sich ans Ende des Platzes verkrochen, und beim Näherkommen sah ich das Weiß im Gesicht meines Vaters, der in diesem Laden sicherlich keine Rabatti gemacht hatte. Ganz im Gegenteil. Wortlos standen wir auf und verließen den Platz, den wir seither mieden wie der Teufel das Weihwasser.

Spiel der Welt

Da die Spieler, die das Spiel der Welt spielen, eine nichtmenschliche Sprache sprechen und diese auch weder von einem Menschen noch von einem anderen Lebewesen verstanden werden kann, fällt es den Menschen mit ihrer eigenen Sprache schwer, diese Spieler mit ihrem Namen anzusprechen. Sie haben sich daher mit den Spielern der Welt angewöhnt, über Zahlen zu kommunizieren, weil dies eine universellere Sprache als die eigentliche Wortsprache ist. Schnell lernten beide Seiten die Symbole für die Zählung und einigten sich auf ein System von Codierungen, um die nichtverständlichen Sprachelemente in operationale Einheiten zu verwandeln, die wiederum von Operatoren ausgelesen werden konnten. Ein wenig ähnelte das System jenem der Morsezeichen, wenn auch nicht in allen Zügen. Dass es überhaupt zu der Kommunikation mit den Spielern der Welt kam, lag nach allem, was die Menschen herausfinden konnten, an einem Programmierfehler in der Spielsoftware selber, die erlaubte, über einen spielinternen Administrator eine Kommunikationsschiene zu den Programmierern aufzubauen. In jener Zeit geschahen die größten Umbrüche innerhalb der Weltgesellschaft. Es war zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewiesen, dass die Menschheit gar nicht wirklich lebte, sondern in einer

programmierten, das heißt systemischen Welt existierte – wobei das Wort Existenz in diesem Zusammenhang bereits für genügend Diskussionsstoff sorgte –, doch allein die Vorstellung, dass man zwar eine Art der lang vermuteten, göttlichen Wesen gefunden hatte, dieses sich jedoch als völlig anders herausstellte, als man es sich über die Jahrtausende erträumt hatte, war ein riesiger Schock für alle Menschen, die sich nun fragten, wie viel von ihnen selbst noch übrig blieb, wenn man davon ausgehen musste, dass sie in einem computerbasierten System eine Spielfigur unter vielen waren. Auch die jenseitigen Spieler mussten erkennen, dass sich die Programmierung durch die Erkenntnis der Menschen schneller änderte, als sie es erwarteten. Trotz oder gerade wegen der unsicheren Sachlage schlossen sich einige Wissenschaftlerteams der Menschen zusammen und einige entwickelten auf Basis der spärlichen Informationen von den jenseitigen Weltspielern die Theorie, dass diese zwar spielten, aber keineswegs genug seien, um die Menschen allesamt zu kontrollieren, insbesondere, seitdem die Menschheit in ihrer Gesamtzahl spürbar zugenommen hatte. Wiederum andere versuchten, es theologischer und spielimmanenter zu sehen, und fragten sich, wie wohl eine Zielprogrammierung des Spiels aussehen mochte, was wiederum das Ende der bekannten Welt bedeuten musste, zwangsläufig. Eine weitere Gruppierung von Wissenschaftlern begab sich daran – man munkelte im Auftrag einiger einflussreicher Regierungen –, gegen die jenseitigen Spieler der Welt eine Waffe zu entwickeln, die das Ziel hatte, die Systeme direkt anzugreifen und nach einem kurzen Showdown als neue Administratoren zu übernehmen, um diese dann autark von den Rechenleistungen der jenseitigen Spieler in Eigenregie zu betreiben. Die Wissenschaftler erschufen die wirkungsvollsten Computerviren, die sie erfinden konnten, und setzten in der Folgezeit bei Massentests in den eigenen Computertechniken das gesamte Internet der Weltgemeinschaft Schachmatt. Die Menschheit war in der Folgezeit ohne jedwede verbundene Computertechnik und damit auch ohne Kommunikationskanal zu den jenseitigen Spielern, denn sobald man einen Computer ans Netz anschloss, übernahm das Virus die Kontrolle und gliederte den Rechner in die eigenen Systemlandschaften ein. Die beteiligten Wissenschaftler wurden öffentlich gerichtet, wovon die Welt nur verspätet mitbekam, da eine Datenübertragung nicht mehr funktionierte und die Menschen auf altertümliche Kommunikationsmittel zurückgreifen mussten. Nach und nach begannen die Revolten, die vorher nur lokal gewütet hatten, den gesamten Planeten zu erfassen. Währenddessen entwickelten einige der früheren Theologen die Theorie, dass bei einem solch massiven Eingriff der Menschen in die Spiellogik zwei Folgeergebnisse zu erwarten seien: Zum einen der direkte Abbruch des Spiels und zum anderen die massive Veränderung der Programmierlogik, die zur Folge hat, dass sich alles ändern würde, sozusagen der Neustart des Spiels. Doch nichts von beidem passierte, zumindest nicht, dass es bemerkt wurde. Da der Einfluss der Intellektuellen aufgrund von falschen Prognosen und Versprechungen stetig sank, stieg der Einfluss der Kriegsherren, die den gesamten Planeten in weltweite Kriege stürzten und um einen

Sieg kämpften, der wohl als der Idealtypus eines Pyrrhussiegs erscheinen musste. Dieser Krieg dauert heute, während diese Zeilen entstehen, immer noch an, und es ist kein Ende in Sicht. Wenn man einigen der wenigen Intellektuellen Glauben schenken mag, die die aktuelle Situation mit den alten Programmierlogiken menschlicher Computerspiele vergleichen, dann wundert es nicht, dass diese Kriege allgegenwärtig sind, denn wer mag schon den Frieden verwalten? Doch das ist, wie alles seit den Tagen der Eröffnung der Kommunikationswege zu den jenseitigen Spielern, reine Spekulation.

Bodhidharmas Augenlider

I

Es ist schon viele Jahrhunderte her, dass in Indien ein Prinz geboren wurde, dessen Name Bodhidharma lautete. Bodhidharmas Vater war König Sugundha, der noch zwei ältere Söhne besaß. Diese beiden Söhne waren jedoch nicht mit der Klugheit des dritten Sohnes gesegnet und versuchten, diesen über Schmährufe in der Gunst des Vaters und des Volkes zu verunglimpfen. Doch je mehr sie dies versuchten, desto mehr wirkten sie gegen das Karma, das ihnen beiden keinen Erfolg vergönnen konnte. Selbst Anschläge auf sein Leben entging Bodhidharma, sodass klar sein mochte, dass des Königs Wahl bestenfalls auf den dritten und nicht auf einen der ersten beiden Söhne fiel, wenn er über einen Nachfolger nachsann.

Doch Bodhidharma hatte gar nicht im Sinn, seinem Vater auf dem Königsthron nachzufolgen, sondern wollte viel lieber für den Frieden unter den Menschen wirken. Daher ließ er sich in die Lehren des Buddhas einweisen und folgte dem Ratschlag seines Lehrers, von der weltlichen Macht abzuschwören und zu einem Mönch zu werden, der auf alles verzichtete, was ihn an weltlichen Gelüsten zu reizen vermochte. Außerdem hatte ihm sein Meister empfohlen, Indien in Richtung China zu verlassen, was Bodhidharma auch nach dem Tod seines Lehrmeisters in Angriff nahm.

Als er nach China kam, war er ein Unbekannter, den man überall Da Mo rief. Er reiste in die Provinz Kanton und suchte sich einen Ort, an dem er sich zur Rast auf den zentralen Platz setzte und meditieren wollte. Die Menschen kamen in Scharen herbei, um den fremdländischen Gelehrten zu sehen und zu befragen, welche Weisheiten er aus dem fernen Indien mitgebracht hatte. Doch als sie ihn zu fragen begannen, setzte er sich in den Lotussitz und vertiefte sich in die tiefste Meditation. Sein Schweigen führte jedoch nicht dazu, dass die neugierigen Menschen aufhörten, Fragen zu stellen, ganz im Gegenteil, einige wurden sauer und beschimpften ihn regelrecht, während andere aus Unsicherheit zu lachen oder zu weinen begannen und wiederum ganz andere stumm mit dem Kopf nickten und glaubten, dass sie verstünden. Doch wahrlich verstehen konnte ihn niemand.

Nach einiger Zeit des Meditierens, als sich ein Großteil der Menge gerade in Rage geredet hatte, kehrte der indische Gelehrte aus seiner Meditation zurück und besah die Menschenmenge, die sich nun endlich Antworten erhoffte, doch Da Mo trat zur Seite und ging schweigend ab. Die Meute war so verwundert über seinen Abgang, dass sie ihm nicht nachfolgte, sondern wie paralysiert auf dem Platz blieb.

Erst im Nachhinein wachte die Masse auf und rief gegen die Handlung des Weisen zum Sturm, aber da war dieser bereits außer Hörweite.

II

Doch diese bösen Nachreden über den mysteriösen wie schweigsamen Gelehrten aus Indien wurden über viele Mündler an den kaiserlichen Hof getragen, wo er das Interesse des chinesischen Kaisers hervorrief. Er ließ den Gelehrten ausfindig machen und bat ihn, an den Hof zu kommen, um dem Kaiser in seiner Allmacht einige Fragen zu beantworten. Da Mo war nicht abgeneigt und erklärte sich bereit, dem Kaiser die Fragen zu beantworten.

Somit trat der Gelehrte nach einer Weile des Reisens durch das große südchinesische Reich vor den Kaiser, der ihn voller Stolz fragte, ob er denn ein guter Herrscher sei, der alles für sein Volk täte, dem es ohne einschränkende Frage prächtig ergehe. Es war so ganz ohne Zweifel eine derjenigen Fragen, die man aufgrund der unterschiedlichen Machtverhältnisse niemals verneinte, doch zur Überraschung aller Mithörenden verneinte Da Mo tatsächlich die Anfrage des Kaisers.

Schwankend zwischen Zorn und Überraschung fragte der Kaiser den Gelehrten, wie er zu dieser ungewöhnlichen Einschätzung gelangt wäre, und Da Mo antwortete, dass ein Kaiser, der wisse, dass er ein guter Herrscher sei, niemanden danach fragen müsse, sondern es wüsste. Nur diejenigen Herrscher, die keine guten seien, benötigten die Bestätigung des Hofes, um die Augen vor der Wahrheit verschließen zu können.

So war die wahrheitsgemäße Antwort des Gelehrten, der daraufhin vom Kaiser gefragt wurde, ob es Buddha gäbe. Und unglaublicherweise verneinte Da Mo auch diese Frage, was zu einem großen Aufschrei im Thronsaal führte, doch der indische Gelehrte ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und erklärte, warum er diese Antwort in dieser Form gegeben hatte. Für ihn verhielt es sich so, dass jemand, der nach der Existenz Buddhas fragt, dessen Existenz grundlegend in Frage stellt – sonst würde er nicht fragen. Damit wäre klar, dass es für den Kaiser keinen Buddha gibt, was dazu führt, dass er auch nicht mit ihm verbunden sein könnte. Wenn aber Da Mo jetzt behauptet hätte, dass es Buddha gäbe, dann hätte er gegen die Überzeugung des Kaisers gesprochen, was ihm nicht anstehen würde.

In diesem Gesprächsduktus ging es in einem fort. Zu keiner Zeit erhielt der Kaiser eine für ihn adäquate Antwort, und als er keine Lust mehr auf das Gespräch mit seinem Gast hatte, verlangte

er von diesem, den Thronsaal unverzüglich zu verlassen. Da Mo stand auf, schenkte dem Kaiser ein kurzes, mildes Lächeln und verließ den Palast, ohne dass ihm auch nur einer der Wachen zu nahe getreten wäre.

III

Da Mo verließ den Palast, blieb aber in der nahen Stadt, in der ein stadtbekannter Mönch predigte. Dieser Mönch mit Namen Shin Huang war früher ein hoher kaiserlicher General gewesen, der in vielen Kriegen viele Menschenleben auf vielen Schlachtfeldern gefordert hatte. Dieser Mönch hatte inzwischen von seinen Taten abgeschworen und übernahm den Rest seines Lebens die Aufgabe, Menschen vom Gegenteil des Krieges zu überzeugen und dass es einen anderen Weg gäbe: den des Friedens.

Bei einer dieser öffentlichen Reden setzte sich Da Mo in die Reihen der Zuhörenden und folgte den Worten des ehemaligen Feldherrn. Auch wenn der Feldherr überzeugt war, nicht mehr für den Krieg, sondern rein für den Frieden zu sprechen, so musste er sich selbst täuschen. Denn an jenen Stellen, an denen er tatsächlich für den Frieden sprach, nickte Da Mo in voller Eintracht mit dem Gesprochenen, während der indische Gelehrte genau in jenen Momenten mit einem Kopfschütteln widersprach, in denen der Mönch dem Kriegswesen verdeckt das Wort führte.

Dieses Verhalten des unbekanntes indischen Gelehrten verunsicherte den konvertierten Mönch, der sich aus seiner Ruhe bringen ließ, wütender und wütender wurde, ehe er von dem einen auf den anderen Moment seine Gebetskette erhob und in Richtung Da Mo warf. Er traf diesen genau im Gesicht und schlug dem Gelehrten zwei seiner Vorderzähne aus.

Nun war allen Anwesenden klar, dass diese Fehde auf einen offenen Kampf hinauslaufen würde, und sie bereiteten schon eine Kampfarena in Kreisform vor, doch Da Mo lächelte, zeigte seine blutende Zahnlücke, drehte sich von dem zornigen Shin Huang ab und verließ den Ort, ohne auch nur ein Wort gesagt zu haben.

Ein weiteres Mal war die Menge derart perplex, dass niemand sofort reagierte, sondern alle dem Gelehrten hinterher schauten, wie er den Platz unter den Blicken der Menschen verließ.

Als Shin Huang endlich aus seiner Wut erwachte und realisierte, dass sein gesamter Zorn durch eine unfassbar kontrollierte Aktion seines Gegenübers ins Leere verpufft war, durchfuhr ihn der Gedanke, dass er den indischen Gelehrten unbedingt näher kennenlernen wollte. Also beschloss er für sich, dass er diesem Unbekannten folgte, um von ihm diese Art der Ruhe und Überlegenheit zu erlernen.

IV

Diesem Gelehrten, der sich von dem Platz entfernte, zu folgen, war weitaus schwerer, als Shin Huang gedacht hatte. Erst außerhalb der Stadtmauern erhielt er einen stichhaltigen Hinweis darauf, dass sich Da Mo auf den Weg zum Fluss Jangtse aufgemacht hatte – der Fluss, der das südliche vom nördlichen China trennte.

Und tatsächlich vermochte es der ehemalige Feldherr nicht, den Gelehrten bis ans Ufer des Jangtse einzuholen. Dort angekommen, sah er aus der Entfernung mit an, wie Da Mo zu einer alten Frau trat, die dort am Ufer Bambusschilf schlug, um es auf einen Stapel zu binden, den sie ins nahe Dorf tragen wollte.

Shin Huang blieb stehen und sah, wie Da Mo die alte Frau um eine einzelne Bambusstange bat, die er mit einem dankenden Lächeln auch erhielt. Noch während sich der ehemalige Feldherr Gedanken darüber machte, was der Gelehrte mit diesem einen Bambusstängel anfangen wollte, warf dieser ihn in den Fluss und stellte sich darauf. Alle Zuschauenden erwarteten, dass Da Mo auf der Stelle unterging, doch dieser vermochte es, sich nur aufgrund seines Chis auf dem Bambusstängel zu halten und über den Fluss tragen zu lassen.

Shin Huang schaute dem Treiben ungläubig zu, lief zu der alten Frau, nahm ihr ein Bündel Bambusstängel ohne zu fragen aus der Hand und schmiss diese in den Fluss. Kaum, dass er auch nur einen Tritt auf das Bündel machte, sank er sofort ein und tauchte im Gesamten unter. Nur mit Mühe und Not konnte er sich über Wasser halten und rief um sein Leben, sodass die alte Frau, die aus reinem Mitgefühl handelte, in das Wasser sprang, um den Ertrinkenden ans Ufer zu retten.

Als sie mit dem ehemaligen Feldherrn zurück ans Ufer gelangt war, sah Shin Huang, wie Da Mo am anderen Ufer angelangt war und mit einem federleichten Schritt von dem Stängel ans Ufer trat. Auch die alte Frau hatte verstanden, was Shin Huangs Glaube gewesen war.

Daher fragte sie ihn, ob er, Shin Huang, der große Feldherr und neuerlicher Mönch, verstanden hätte, warum er denn untergegangen sei. Da Shin Huangs Blick jedoch weiter auf Da Mo gerichtet war, antwortete die alte Dame für ihn. Weil er die alte Frau nicht respektiert habe. Weil Shin Huang niemanden respektiere. Das habe auch seine Wandlung zum Mönchtum nicht geändert, denn LebensEinstellungen wie Respekt erlernt man nicht einfach, weil man sich entschließt, ein anderer Mensch zu sein. Da Shin Huang niemanden respektierte, nicht einmal sich selbst, musste er auch bei dem Versuch untergehen, sich selbst vertrauen zu müssen.

Die alte Frau erkannte plötzlich an dem veränderten Blick, dass Shin Huang verstanden hatte, was sie ihm mit auf den Weg geben wollte. Daher trat sie an ihr Bündel mit den Bambusstängeln, nahm einige davon, band sie zusammen und schuf für Shin Huang so die Möglichkeit, den Jangtse zu überqueren, um dem Gelehrten Da Mo weiter zu folgen.

Shin Huang hatte ein weiteres Mal die Spur des Gelehrten verloren, von dem er nur wusste, dass er sich nach Norden begab. Von Menschen auf dem Weg erfuhr der ehemalige Feldherr, dass Da Mo direkt in Richtung eines alten Shaolin-Klosters ging, das im weiten Norden Chinas lag.

Als die Mönche im Kloster erfuhren, dass ein berühmter indischer Gelehrter auf dem Weg zu ihnen sei, bereiteten sie alles für einen würdigen Empfang vor. In ihrem Eifer der Vorbereitung übersahen die Mönche jedoch, dass nicht das Shaolin-Kloster, sondern ein karges Ziel das Ende von Da Mos Reise war: eine nahe gelegene, einsame Höhle.

Als Da Mo im frühen Morgenrauen am Kloster vorbeilief und zu dieser einsamen Höhle kam, blieb er davor stehen, reckte sein Gesicht zu den aufkommenden, ersten Sonnenstrahlen und genoss den Moment des Erwachens. Tief in seinem Innern spürte er die Kraft, die ihn beseelte, aber auch die Enge seines Geistes. Um diese Enge in eine Weite zu transformieren, trat er in die Höhle hinein, suchte sich eine Wand und setzte sich im Lotussitz vor sie, um mit seiner Meditation zu beginnen.

Tiefer und tiefer versank er in sich, und als Shin Huang zur Höhle kam und den indischen Gelehrten darin meditieren sah, dachte er kurz darüber nach, diesen zu stören. Doch ein inneres Hindernis ließ ihn die kluge Entscheidung treffen, dass es besser sei, einen meditierenden Menschen auf der Suche nach seiner Mitte nicht zu unterbrechen, und so begann die Wache des ehemaligen Feldherrn.

Über neun Jahre hinweg meditierte Da Mo und schaute geradeaus an die Wand. In der Zwischenzeit hielt Shin Huang alle möglichen wilden Tiere und Menschen von der Höhle fern.

Immer mal wieder wuchs der Drang in Shin Huang, den indischen Gelehrten etwas zu fragen, und immer, wenn er sich dazu hinreißen ließ, den Meditierenden direkt anzusprechen, erhielt er von diesem immer dieselbe Antwort: gar keine. So zog sich Shin Huang immer wieder zurück, doch sein Zorn wuchs mit jeder nicht gegebenen Antwort.

Doch nicht nur Shin Huang versuchte es, Da Mo zu überzeugen; auch die Mönche aus dem Shaolin-Kloster versuchten ihn zu überreden, in den weitaus komfortableren Shaolin-Tempel zu kommen, um dort zu meditieren. Aber auch den Mönchen gab Da Mo keine Antwort, sodass diese bald ihre Bemühungen um den meditierenden Eremiten einstellten.

VI

Es war am Ende des neunten Jahres, als plötzlich etwas geschah, was Da Mo so nicht vorhergesehen hatte. Indem er seinen Blick auf die Wand gerichtet hatte, um in sich selbst hineinzublicken und die Weite seines Geistes zu entdecken, da fielen ihm aus heiterem Himmel die Augen zu. Innerlich erschrocken öffnete er die Augen sofort wieder, doch kaum, dass sie offen waren, fielen sie erneut zu.

In Da Mo war – aus welchem Grund auch immer – die Müdigkeit zu seinen Augen gekehrt, und er stellte sich die Frage, was er gegen die Auswirkungen der Müdigkeit unternehmen könne. Lange sann er darüber nach und kämpfte derweil gegen das Einschlafen, als ihm glasklar vor dem geistigen Auge stand, dass das ausschlaggebende Merkmal des Schlafens die zufallenden Augenlider waren. Ohne zu zögern entschied sich Da Mo, dem Zufallen ein Ende zu setzen, und riss seine Augenlider heraus, sodass seine Augen niemals wieder zufallen konnten. Die blutgetränkten Augenlider warf er achtlos in Richtung des Ausgangs, wo sie auf einen Flecken lockerer Erde fielen.

Shin Huang, erschrocken über diese äußerst merkwürdige und abstoßende Entwicklung, musste sich erst sammeln und überlegte, in welchem Kontext er diese Selbstverstümmelung sehen musste. Doch ehe ihm eine Idee kam, legte er sich zum Schlafen und blieb auch in dieser Nacht vor der Höhle des indischen Gelehrten liegen.

So sehr der ehemalige Feldherr über den Gelehrten bisher gewacht hatte und niemand zu diesem dringen konnte, ohne dass Shin Huang die Erlaubnis erteilt hatte, wunderte sich der Wachende nicht wenig, als er am nächsten Morgen mit den ersten Sonnenstrahlen aufwachte und sah, dass an der Stelle, an die Da Mo seine herausgerissenen Augenlider geworfen hatte, über Nacht Sträucher gewachsen waren.

Mit grünem, dichtem Blätterwerk standen die vier Büsche nebeneinander und ließen den Wind in ihren Ästen und Blättern sanft rauschen.

Dies seien Teesträucher, meinte Da Mo wie aus dem Nichts heraus, und sie würden ihm dabei helfen, wach zu bleiben und gegen die Müdigkeit zu siegen. Shin Huang solle heißes Wasser zubereiten, und kaum, dass die ersten Blätter des Teestrauches aus den Händen des indischen Gelehrten in das Wasser fielen, verfärbte sich das Wasser in ein samtenees Gelbgrün und verströmte seinen lieblichen Duft in der ganzen Höhle.

Dann aber verfiel Da Mo zurück in sein meditatives Schweigen. Während der Tee ihm dabei half, für die Auslotung der Weite seines Geistes wach zu bleiben, förderte es nur den gestrengen Geist des ehemaligen Feldherrn, der den Gelehrten immer mehr darauf drängte, ihm zu zeigen, was er denn von ihm lernen konnte.

VII

Für weitere vier Jahre schwieg Da Mo, und mit jedem Tag wurde Shin Huang noch zorniger.

Dann begab es sich im Winter des dreizehnten Jahres, in dem draußen vor der Höhle tiefer Schnee lag, dass sich Shin Huang in eine solche Wut hineinsteigerte, dass er von Da Mo schreiend verlangte, dass er ihm endlich etwas beibringe. Doch da dieser weiterhin schwieg, überkam Shin Huang der Zorn und er nahm einige Eisplatten, die er auf den ruhig sitzenden Gelehrten warf. Nun musste sich der Gelehrte bewegen, was er auch tatsächlich tat.

Wann er denn endlich etwas von ihm lernen könne, schrie ihn Shin Huang an, und Da Mo antwortete nur, dass es passieren würde, wenn der Schnee rot würde.

Ohne zu zögern zog Shin Huang sein Schwert und hieb sich den linken Arm ab, sodass das Blut auf den weißen Schnee fiel und ihn rot färbte.

Es sei erfüllt, fügte der ehemalige Feldherr in seiner wahnhaften Stimmung hinzu und besah den indischen Gelehrten mit sehnsüchtigem Flehen.

Nun sah auch Da Mo, dass das Zeichen erfüllt sei, und er riet dem ehemaligen Feldherrn, dass er mit seinem Geist vor ihn treten solle.

Sein Geist hätte ihn in Aufruhr verlassen und er könne ihn seither nicht wiederfinden, erwiderte Shin Huang, dessen Arm immer weiter blutete. Wie er denn seinen Geist befrieden könne, wollte er von dem Gelehrten wissen.

Dann denke ich, dass dein Geist bereits befriedet ist, erklärte der indische Gelehrte in der Höhle und erkannte in Shin Huangs Sterben, dass sich alles in allen Leben aller Lebewesen irgendwann einmal erfüllen würde.

Lung Ching

Drei Legenden

Erste Legende: Die alte Frau und der alte Wanderer

Dereinst gab es ein Dorf am Ufer des Qian-Tang-Flusses, das nur einige wenige, weit versprenkelte Hütten besaß. Da der Boden karg und die Hügel steil waren, lebten dort nur wenige Unerschrockene, die an diesem Flecken Erde ihr Glück versuchten. Mit großem Einsatz und nur geringen Aussichten auf großen Erfolg bewirtschafteten sie den Boden und rangen ihm zähen Bambus und schmale Getreidekörner ab. Eine Menge, die gerade ausreichte, um das Überleben zu sichern. Mehr war nicht vorhanden.

Am Rande des Dorfes – wenn man denn von einem Rand sprechen mag – lag eine alte Hütte, in der eine alte Frau wohnte, die ihren alten Mann vor einigen Jahren verloren hatte. Sie war so arm, dass sie kaum genug zu essen hatte, und sie kämpfte tagein, tagaus ums Überleben.

Das einzige, was sie besaß, waren achtzehn Teesträucher, die im Schatten ihrer Hütte standen. Diese hatte ihr Mann vor Jahrzehnten angepflanzt und seither trotzten diese Sträucher der Kargheit des Bodens. Sie lieferten nicht viele Teeblätter, aber immerhin ausreichend, sodass die alte Frau jeden Tag einen Topf Wasser heiß machen konnte, in den sie einige Blätter hineinfallen ließ.

Dies tat die alte Frau nicht allein aus Eigennutz, nein, sie kochte diesen Tee vor allem für die Vorüberziehenden, die bei ihr rasten konnten, um eine Tasse des belebenden Getränks zu sich zu nehmen.

Es begab sich, dass sich an einem Neujahrsabend, an dem sich alle Familien bemühten, als Opfergabe einen Neujahrskuchen zu backen und drei Sorten Fleisch zu kochen, ein alter Wanderer zu der alten Frau gesellte. Sie bot ihm etwas Tee zum Trinken an, und indem er das grünlich leuchtende Getränk an seine Lippen führte, durchmaß er mit seinem Blick die kleine Hütte.

Er sähe keinen Kuchen und keine drei Fleischsorten, sagte der alte Mann verwundert, und die alte Frau erklärte ihm, dass sie zu arm sei, um sich mehr als diesen Topf Tee leisten zu können. Und diesen könnte sie sich nur leisten, weil vor dem Haus die Teesträucher stünden, die ihr verstorbener Mann vor Jahrzehnten eingepflanzt hatte.

Die hätte er gesehen, meinte der alte Mann und sagte, dass er der alten Frau nicht glaube, dass sie arm sei, denn es läge ein wertvoller Schatz direkt vor ihrer Türe. Die alte Frau wollte bereits protestieren, doch dann besann sie sich des Einhaltens und trat vor die Türe, um nachzusehen, ob der alte Mann nicht doch recht hatte. Doch vor der Türe fand sie, wie sie erwartet hatte, keinen wertvollen Schatz.

Sie untersuchte einen alten Steinmörser, in dem sie die Abfälle der vergangenen Ernten sammelte und diese vertrocknen ließ. Sie hätte keinen Schatz hier draußen, meinte sie zu dem alten Mann, der ebenfalls nach draußen getreten war, aber er widersprach ihr und zeigte auf den Steinmörser. Das sei ihr Schatz, betonte er, und die alte Frau konnte nicht verstehen, was er meinte, sodass sie dem alten Mann anbot, dass er den alten Steinmörser mitnehmen könne, wenn er wolle.

Der alte Mann war hocheifrig über das Angebot, wollte dieses wertvolle Geschenk aber nicht annehmen; er bot ihr jedoch an, diesen vermeintlichen Schatz abzukaufen. Da sie darin keinen Schatz sah, stimmte sie zu und der alte Mann verließ die Hütte, um Männer zum Tragen heranzuholen.

Die alte Frau aber wunderte sich nicht wenig über den alten Mann und besah den Steinmörser. Sie konnte noch immer keinen Schatz daran entdecken, aber sie sah, wie verdreckt der Mörser war, sodass sie ihn säuberte. Die Teeabfälle vergrub sie unter ihren Teesträuchern und säuberte den Mörser mit dem Wasser aus dem Fluss. Dieses Wasser goss sie ebenfalls auf die Teesträucher und wartete auf die Rückkehr des alten Mannes, der tatsächlich mit einigen Männern zurückkehrte.

Als dieser jedoch sah, was die alte Dame getan hatte, schimpfte er mit ihr, die weiter nichts verstand. Der alte Mann erklärte ihr, dass er nicht den Steinmörser, sondern den vertrockneten Inhalt als den wahren Schatz angesehen hatte. Nun hoffte er, dass wenigstens die Teesträucher davon einen Nutzen haben würden. Indem er diese Worte sprach, drehte er sich um und verließ die verdutzte, alte Frau mit leeren Händen.

Die alte Frau wunderte sich noch lange über den alten Wanderer, dessen Worte so unverständlich für sie gewesen waren. Da sie weiterhin keinen Schatz besaß und sich ihr Leben nicht grundlegend verändert hatte, stand sie weiterhin jeden Morgen früh auf, kochte einen Topf Tee und bot diesen Vorüberziehenden an, die gerne eine Tasse Tee bei ihr tranken.

Doch schon bald, im darauffolgenden Frühling, geschah es, dass die Teesträucher, die sonst nur wenige Blätter trugen, voller neuer Triebe und Knospen hingen. Die alte Frau traute ihren Augen kaum, und als sie das erste Mal ernten konnte, verspürte sie, dass sich der Tee nicht nur in seiner Menge verändert hatte, nein, auch der Geschmack war um ein Vielfaches würziger und anmutiger als der blasse Tee, den sie vorher immer aufgesetzt hatte.

Das Aroma des Tees war um so viel feiner als das Aroma der anderen Tees in der Region, dass sich bald herumsprach, dass die alte Frau den besten Tee besitzen würde. Da sie ein Mensch war, der das Teilen mit den anderen als eine der höchsten Lebensmaximen hochhielt, teilte sie die Abkömmlinge der Teepflanzen mit den anderen Bewohnern ihres Dorfes, die diese an den Hängen des Qian-Tang-Flusses anbauten. Gemeinsam konnten sie mit ansehen, wie das Dorf trotz des kargen Bodens zu seiner Blüte heranreifte, die mit dem Wuchs der Teesträucher rund um das Dorf Jahr für Jahr zunahm.

Zweite Legende: Der Drache

Es betrug sich, dass das Dorf am Ufer des Qian-Tang-Flusses mit seinen Teesträuchern an den Hängen eine Zeit der langen Dürre überstehen musste. Diese Dürre war so allumfassend, dass nicht nur die Teesträucher keine Knospen trugen, sondern auch die anderen Anbausorten nicht austrieben oder verdörrten, kaum dass sie das Licht des Tages erblickten.

Da die Dorfbewohner keine Arbeit auf den Feldern hatten, trafen sie sich jeden Tag am Dorfbrunnen und sahen nach, wie viel Wasser dieser noch führte, denn ein Austrocknen des Brunnens würde das endgültige Ende des Dorfes bedeuten. Tag für Tag erlebten die Menschen die grausame Nachricht, dass der Wasserstand weiter abgesunken war und es nicht mehr lange dauern würde, ehe der Brunnen völlig ausgetrocknet war.

Auch der Qian-Tang-Fluss drohte auszutrocknen und leerzulaufen – so groß waren die Trockenheit und die Not, die diese lang anhaltende Dürre mit sich brachte. Mit jedem Tag schwand die Hoffnung weiter, als plötzlich und unerwartet ein Wanderer aus einem fernen Tal ins Dorf kam, um nachzusehen, ob es dort Vorräte gab, die er kaufen konnte.

Aber alles, was er zu sehen bekam, war das Leid der Menschen des Dorfes, die wehklagten und ihm Geschichten von der Umgebung erzählten, Legenden und Erzählungen, die von den Alten an die Jungen überliefert werden. Dabei vernahm der Wanderer in einer Geschichte, dass an der Quelle des Flusslaufes, der den Brunnen mit Wasser versorgte, ein Drache wohnen solle.

Er werde mit dem Drachen sprechen, sagte der Wanderer, und die Dorfbewohner sahen ihn fragend an. Es ist so, dass er ein Taoist sei, ein Wegsuchender, und wenn unter den hier Anwesenden niemand sei, der einen Weg aus dieser langen Dürre finden könne, dann wäre es vielleicht an ihm gelegen, einen gangbaren Weg aufzutun. So sprach der Wanderer und ließ sich den Weg zur Quelle des Brunnens zeigen.

Über Stock und Stein kletterte der Wanderer hinweg und folgte einem kleinen Bachlauf außerhalb des Dorfes bis zur Quelle. Dort schaute er sich um, sah aber keinen Drachen, wie die Dorfbewohner ihm erzählt hatten. Diese waren ihrerseits so gespannt auf das Ergebnis der Suche des Wanderers, dass ihm einige von ihnen in einem gewissen Abstand gefolgt waren. Nun sahen sie mit an, wie der Wanderer sich zur Quelle niederhockte, um vom aus dem Boden sprudelnden Wasser zu trinken. Aber bevor er auch nur eine Handvoll des Wassers nehmen konnte, verdunkelte sich der Himmel, und der Wanderer konnte im sanft dahinfließenden Wasser die Bewegungen eines riesenhaften Drachens erkennen, der sich in der Nähe der Quelle niederließ.

Der Wanderer, unerschrocken im Umgang mit dem fabelhaften Wesen, betrachtete die schuppige, karmesinrote Haut des Drachens, besah seine feurige Schnauze und fragte diesen ohne Angst in seiner Stimme, ob er denn wüsste, warum es diese lange Dürre gäbe. Der Drache blickte um sich, entdeckte die verdorrten Pflanzen und wie wenig Wasser aus der Quelle sprudelte.

Mit einem gewaltigen Satz erhob sich der Drache in die Lüfte, und obwohl alle Dorfbewohner, die das Gespräch aus der Ferne beobachtet hatten, befürchteten, dass der Drache nun gereizt sei und Feuer speien würde, erhob sich dieser weiter und weiter in die Lüfte. Riesenhaft spannte er seine Flügel und sein Schwanz schlug peitschend in der Luft, bis er so weit entfernt war, dass ihn niemand mehr im Blick hatte.

Der Wanderer hatte dem Drachen ebenfalls nachgeblickt, und als er ihn aus seinem Auge verlor, kniete er nieder und trank nun etwas aus der Quelle. Alsdann setzte er sich mit dem Rücken an einen Felsen, zog seinen Wanderhut in die Stirn und döste unter den erstaunten Blicken der Dorfbewohner augenblicklich ein.

Doch sein Nickerchen sollte nicht lange dauern, denn schon bald begann es am Himmel zu donnern und zu blitzen, und ehe es die Dorfbewohner schafften, in ihr Dorf zurückzulaufen, öffnete der Himmel die Schleusen und beendete mit einem gewaltigen Regenschauer die lange Dürre.

Am folgenden Tag kehrte der Wanderer in das Dorf zurück und alle Dorfbewohner versammelten sich um den Brunnen herum, der so viel Wasser wie seit Jahren nicht mehr führte. Wie ihm zu danken sei, fragten die Ältesten des Dorfes den Wanderer, doch dieser wiegelte ab und sagte nur, dass nicht er, sondern der Drache dieses Wunder vollbracht habe. Daher schlug er vor, dass man den speziellen Tee des Dorfes, der bisher noch ohne Namen war, zu Ehren des Drachens, der an

der Quelle des Brunnens saß, benennen sollte – und seither nannte man den Tee von diesem Flecken Erde *lóngjǐngchá* – Drachenbrunnentee.

Dritte Legende: Tee und Seide

Bereits in Beijing hatte Marco Polo vernommen, dass die Dichter immer davon sprachen, im Himmel gäbe es das Paradies, auf der Erde aber Suzhou und Hangzhou. Und so machte sich der venezianische Händler auf, die schönste Stadt der Welt, Hangzhou, aufzusuchen – dort, wo es die feinste und edelste Seide der Welt geben sollte.

Als dieser Handelsreisende nach erbaulicher Reise in der Präfektur Hangzhou ankam, empfing ihn der Präfekt mit einer würdevollen Zeremonie. Ganz in Seide eingewickelt trat er dem Fremden gegenüber und bot ihm ein kleines, unscheinbares Glas an, in dem sich eine gelblich-grüne Flüssigkeit befand. Dankend nahm Marco Polo das Getränk entgegen, das er als Tee bereits kannte, aber als er es zu seinen Lippen führte und daran nippte, erkannte er, dass es sich nicht um einen handelsüblichen, sondern um einen besonderen Tee handelte.

Der Präfekt eröffnete dem Venezianer, dass es sich um einen sehr seltenen Tee handelte, der nur an wenigen Tagen des Jahres geerntet werden konnte. Obgleich er vor allem der Seide wegen nach Hangzhou gekommen war, bat Marco Polo den Präfekten, den Ort besuchen zu dürfen, an dem dieser besondere Tee hergestellt wurde. Der Präfekt freute sich über diese Bitte und gab die nötigen Anweisungen, um seinen Hofstaat in Bewegung zu setzen – in Richtung Longjing.

Sie trafen dort kurze Zeit nach Qing Ming, dem Fest des klaren Lichtes, ein, und Marco Polo erfuhr in diesem kleinen Dorf von der Entstehungsgeschichte dieses besonderen Tees. Auf dem Löwengipfel, nur an den Tagen vor dem besonderen Fest des Lichtes geerntet, wurde diese Pflückung zum edelsten Tee, den es gäbe. Die weiteren Pflückungen, Gu Yu und Lia Xia, kämen zwar sehr nahe an die Qualität der ersten Pflückung heran, hätten aber nicht dieselbe magische Wirkung.

Nur die äußersten Spitzen der Teezweige würden für den Qing-Ming-Tee genommen, und in seinem Blatt könne man deutlich die Knospe sehen, wurde dem Reisenden von einem Dorfvorsteher erklärt. Des Weiteren würde man den Tee nicht dampfen, sondern in einer speziellen Pfanne und nach einem bestimmten Ablauf rösten, was ihm diesen besonderen Geschmack verleihe.

Marco Polo lernte, dass selbst der Präfekt das Wasser des Qian Tang, des Laufenden Tigers, für ein Glas Qing Ming benutzte und dass er sich das Wasser extra aus dieser Region nach Hangzhou schicken ließ.

Zusammen besuchten sie auf Bitten Marco Polos einige der Teefelder auf dem Löwengipfel, von dem aus man einen herrlichen Ausblick über die Präfektur hatte, und als sie in das Dorf am Fuße

des Hügels zurückkehrten, wohnte der Gast einer der magischen Teezeremonien bei. Als Erstes wurde Wasser aus dem Laufenden Tiger zum Kochen gebracht, ehe es eine Zeitlang abkühlen durfte. Alsdann wurden bei der richtigen Temperatur vom Zeremonienmeister einige Teeblätter in das noch leicht dampfende Wasser gegeben. Alle Anwesenden blickten gebannt auf das sich farblich verändernde Wasser, und gerade als die Teeblätter auf den Boden gesunken waren, übergab der Zeremonienmeister das Glas an Marco Polo, der den unverwechselbaren Geschmack des Qing Ming wiedererkannte.

So trank Marco Polo in Longjing einen der besten und elegantesten Tees dieser Welt und vergaß dabei alles um sich herum. Vor allem die Gründe, warum er nach Hangzhou gekommen war: die Vorboten der besten Seide, die es zu kaufen gab, und die schönsten Frauen, die es auf der weiten Welt zu bestaunen gab.

Er sank in eine andere, für ihn neuartige Welt hinein, eine Welt, die den Europäern noch für Jahrhunderte verborgen bleiben würde.

Logbucheintrag 4.3.K.132

Logbucheintrag 4.3.K.132. Außenhülle massiv beschädigt. Ursache: unbekannter Meteoritenhagel. Mannschaft kämpft um Sauerstoff und Nahrung. Lecks in allen Ebenen. Schwerkraft funktioniert noch. Schiff darf nicht aufgegeben werden. Fracht zu wertvoll. Frachtraum intakt. Wachen rüsten sich für einen Angriff. Piratengebiet. Angreifer dürfen Fracht nicht lebend erbeuten. Märtyrertum muss verhindert werden. Stabilität der Galaxis in Gefahr. Pattsituation. Niemand gewinnt.

Venturanischer Xigel

Zoma'r brachte gerade jemanden um. Wenn man denn einen Jemanden nennen konnte, diesen venturanischen Xigel. Und wenn man vom Umbringen eines Venturanischen Xigels sprechen wollte, musste man sich zugleich die Frage stellen, wann dieser Xigel denn technisch gesehen umgebracht war. Darüber stritten sich die Gelehrten der Ventura-Galaxie schon seit ewigen Zeiten und werden wohl auch nie zu einer Lösung des Problems kommen.

Zoma's Problem allerdings war in diesem Moment weniger die Lehrmeinung als das Problem, dass der Venturanische Xigel, wenn er sich denn einmal in das Raumschiff eingenistet hatte, nur sehr schwer wieder zu entfernen war. An sich wird er den Venturanern nicht gefährlich – dafür hat er einfach keine Waffen –, aber er saugt alles auf dem Raumschiff ab, das ihm in die Energiekreise zwischen den kopfartigen Schleimkugeln kommt. Und da ein Venturanischer Xigel weit über einhundert dieser kopfartigen Schleimkugeln besitzen konnte, war die Frage tatsächlich, wann der Zeitpunkt des Umbringens erreicht war.

Dass es sich um ein Umbringen und nicht um eine gerechtfertigte Entfernung dieses parasitären Mitfliegenden handelte, war in der Galaxierechtsordnung festgehalten worden, nachdem sich Ventura-Aktivisten gegen die herrschende Klasse der Venturanern erhoben hatten, um diese harmlose Art gegen den Aufruf der allgemeinen Ausrottung zu schützen. Doch harmlos war ein Venturanischer Xigel kein bisschen, wie Zoma'r gerade herausfand. Denn die Anzeige seines Raumschiffs mahnte ihn zum Zwischenstopp auf dem nächstmöglichen Planeten, auf dem es irgendeine Form der Verpflegung gab. Die alleinige Schuld konnte nur dieses schier unendlich viele Schleimköpfe besitzende Mistvieh haben, das sich in den Versorgungsleitungen breitgemacht haben musste.

Zunächst dachte Zoma'r, dass es ausreichen würde, ein tripolares Magnetfeld durch die Versorgungsleitungen zu jagen, damit die Modulationen den Schleimbolzen zu kaum mehr als protones Frisée frittierte, doch dieser Venturanische Xigel hatte sich umso mehr gefreut und die Energie aus dem tripolaren Magnetfeld genutzt, um sich noch weiter auszudehnen. Diese Maßnahme löste nicht das Problem, sondern verschärfte es noch mehr! Zu seinem Glück war Zoma'r auf den Gedanken gekommen, dass er die zentrale Bordsteuerung mal fragt, wie man diese Art der Bedrohung besiegen könne. Doch die Antwort war so ernüchternd wie die Aussicht auf Erfolg.

»Na wartel«, dachte sich Zoma'r und begann wie ein tantrischer Berserker, die einzelnen Schleimköpfe abzuschlagen. Doch wie verändernde und nicht feste Massen meistens auf ein Abschlagen reagieren – sie finden meistens einen neuen Weg, um aus der allgemeinen Grundmasse mit einem neuen Teil auszubrechen. Je mehr Schleimköpfe Zoma'r abschlug oder durch einen Tritt mit seinen Hokan-Stiefeln zerplatzen ließ, desto mehr wuchsen an anderen Stellen nach.

Es war zum Verzweifeln, und wäre da nicht die Meldung gewesen, dass sich bald, inmitten des Nichts des weiten Weltraums, keine einzige Verpflegungseinheit mehr an Bord befinden würde, hätte Zoma'r sich zurückgelegt und das Raumschiff beim nächsten Zwischenhalt von einem Trupp helofistischer Mantrukeln ausräuchern lassen – aber so weit würde er nicht kommen. Irgendwas musste er ja schließlich zu sich nehmen – und Schleim war jetzt nicht gerade seine absolute Leibspeise.

[Einschub: Ist der Schleim eines Venturanischen Xigel überhaupt nahrhaft genug, um einen Venturaner über einen Zeitraum x zu versorgen? Die Antwort ist so ernüchternd wie einfach: Es hat bisher keine andere Kreatur einen solchen Versuch überlebt!]

Zoma'r musste der Realität ins Auge sehen, dass er sich und die Crew, die aus zwei weiteren Venturanern und einem Exil-Tuskope bestand, nur durch ein gewagtes Risikomanöver würde retten können.

Den Exil-Tuskopen, der geistig irgendwo zwischen einem Stück Paraffins-Leichtmetall und einem venganischen Faultreiber lag, konnte er ohne Bedenken für dieses Risikomanöver riskieren. Zoma'r ließ das Zertreten der Schleimköpfe sein und wandte sich dem Lautsprecher zu. Indem er den Exil-Tuskopen zu sich rief und ihm bestellte, dass er das reinrassige HJM3-V4B-Kraut mitbringen solle, überlegte er sich, wie er dem dämlichen Crewmitglied seinen Plan beibringen wollte, ohne dass dieser die Sicherheit aller riskierte – was schon durch die Anwesenheit des Venturanischen Xigels genügend gegeben war.

Der Exil-Tuskope kam angeschlichen, und Zoma'r fiel wieder mal auf, dass dieser ihm immer noch eine Antwort schuldig war, denn seit drei Lichtinterferonen waren sie inzwischen zusammen an Bord, ohne dass sich der Exil-Tuskope einen Namen für sich selbst ausgesucht hatte. Zoma'r hatte sich in der Zwischenzeit überlegt, dass er ihm einfach die Mischung in die handartige Schaufel drücken wollte, um herauszufinden, was dieser damit anstellen würde. Und so machte er es auch. Zoma'r nahm dem Exil-Tuskopen das Kraut aus der Hand, knetete es zwischen seinen Handflächen, roch daran und schreckte zurück. Es war schlimmer, als er erwartet hatte – und er musste sich beeilen, denn die Wirkung des Krauts im aktiven Zustand hielt nur wenige Augenblicke vor.

Sein Plan war denkbar einfach, und so einfach scheiterte Zoma'r mit seinem Plan, denn als er das aktivierte HJM3-V4B-Kraut den Exil-Tuskopen zurückgab, roch dieser daran und steckte es sich in einen der drei Schlünde, die er besaß. Nun war Zoma'r mit seinem Karulinen am Ende, und zu mehr als einem unendlich tief wirkenden Seufzer kam es nicht mehr.

Der Exil-Tuskope, der das aktivierte Kraut hinuntergeschlungen hatte, veränderte urplötzlich seine äußere Farbe von steinig-grau in ein schräges, augenschädigendes Pink, ehe er zurück zu grau und dann zu einem durchsichtigen Blau wechselte, bevor er platzte. Die Stücke des Exil-Tuskopen ohne Namen und Intelligenz flogen durch das Raumschiff und eine nicht unbeachtliche Menge traf Zoma'r, bevor dieser sich wegrehen konnte. Auch seine sieben Augen bekamen etwas von der giftigen Masse ab und waren schlagartig verätzt. Schmerzwellen durchzogen seinen venturanischen Körper; schüttelnd taumelte er nach vorne, rutschte auf dem aufgetretenen Schleim des Venturanischen Xigels aus und stürzte diesem in einer Art und Weise entgegen, dass es fast schon wieder gewollt aussah.

Das letzte, das Zoma'r in seiner Existenz als Venturaner mitbekam, war, dass sein Körper in eine heiße Lache Schleim eingetaucht wurde, ehe er begann, nach und nach in seine Kleinstbestandteile absorbiert zu werden. Wenige Sekunden später war Zoma'r eine in verschiedene Energieformen verteilte Masse, die in der Folge zur Ausbreitung des Venturanischen Xigels beitrug.

[Einschub: Haben es die beiden anderen Crewmitglieder geschafft, auf einem anderen Planeten notzulanden? – Es gab da andere Crewmitglieder?]

Nirgendwo im Irgendwo auf einem Asteroiden

Zeitintervall 4.201.333, mittags.

Zwei Männer – sind es Männer? – sitzen auf zwei Stühlen – ja, es sind Stühle, wenn auch nicht aus Holz, Plastik oder sonst einem erdnahen Rohstoff – und schauen von der Oberfläche ihres Asteroiden auf einen anderen, soeben vorbeifliegenden. Der Asteroid ohne Namen, auf dem die beiden sitzen und in das vermeintlich so leere Weltall starren, würde die beiden Vielleicht-Oder-Durchaus-Möglich-Männer niemals auf der Oberfläche halten können, wenn die beiden Männer – ja, sie sind doch welche! – nicht imstande wären, die Schwerkraft zu erzeugen, die sie auf dem Asteroiden hält. Dafür waren gewisse Vorkehrungen notwendig, doch für einen Ausblick wie diesen würden die beiden noch viel weiter gehen – und einer der beiden war schon einmal viel weiter gegangen, als er einen Trabanten eines anderen Planeten aus der Umlaufbahn schoss, nachdem er feststellen musste, dass dieser ihm die Aussicht auf einen interstellaren Nebel verdeckte, den er erst entdeckte, als er sich das erste Mal außerhalb des ihm zugewiesenen Territoriums bewegte. Jetzt werden sich manche Menschen – sind es überhaupt noch Menschen? – an ihren eigenen Ungehorsam erinnern, als sie das erste Mal das eigene Territorium verließen, doch wer will das in den Weiten des Weltalls überhaupt nachprüfen? Die Menschen – belassen wir es bei diesem Ausdruck, denn jeder andere würde nur dazu führen, dass man sich ein menschenunähnliches Wesen vorstellen würde und damit viel weiter von der Realität entfernt wäre, als wenn man sich einen Menschen ausdenkt, der nicht mehr so Mensch ist wie es damals auf der Erde der Fall war, als die Menschen noch alleinig und ausschließlich diesen einen Planeten bewohnten – ja, die Menschen, die sich in allen Teilen des riesigen Weltalls aufhalten, müssen verschiedenartige Lebenssituationen – ist es überhaupt noch ein Leben? – meistern, wobei das Meistern eher die Form des Überlebens hat, da sich die Menschen entweder in ein System pressen müssen oder soweit außerhalb jeglicher Kontrolle stehen, dass das Leben an sich schon eine Meisterleistung ist, denn wo die Lebensbedingungen besser sind, gibt es auch ein hohes Maß an Kontrolle, während es weit draußen im kalten und immer wieder als leer und trostlos empfundenen Weltall zuweilen schwierig ist, einen Ort zu finden, an dem man sich gedankenlos entleeren konnte, ohne dass die Exkremente über eine subplanetare Umlaufbahn in weniger als eine Minute wieder über einem niederregnen - als Eissplitter der fiesesten Sorte.

Aber zurück zu den beiden Männern auf dem Asteroiden, der nicht genug Anziehungskraft besitzt, um von sich selber aus die beiden festzuhalten – zum Glück gibt es technische Erfindungen aus dem Erfindungsreichtum der Menschen, die ihn dazu befähigen, die Widrigkeiten des Lebens so zu meistern, dass er einige der Gesetzmäßigkeiten des Weltalls so zurechtbiegen kann, dass das Leben auch dort möglich ist, wo es im ureigentlichen Sinne unmöglich sein sollte. Wobei der eine

der beiden, der zugleich der ältere von beiden ist, bei seinem letzten Besuch auf einem nahen Planeten bemerkt hatte, dass es auch immer wieder Erfindungen gibt, die den Menschen zwar auf den ersten Blick überzeugen, ihn jedoch an der Nutzung derselben verzweifeln lassen. So hatte er auf einem Planeten, auf dem sich nie, aber auch niemals Wolken bilden, gesehen, wie Menschen daran arbeiteten, um endlich Wolken und damit Regen zu bilden – sie importierten Unmengen an Versuchsmaterial quer durch die Galaxis, holten Forscher und Arbeiter herbei, stemmten die gesamte Forschungsarbeit, die auch bereits vor dem Durchbruch schien, als einer der Menschen in einer lauen Sommernacht – die natürlich weder mit dem Sommer noch mit den Nächten auf der Erde vergleichbar sind – wobei die wenigstens Menschen überhaupt noch die Erde kennen –, als einer der Menschen auf die Idee kam, grundlegend zu prüfen, ob dieser Planet, auf dem sie sich befanden, überhaupt in der Lage war, Regen zu produzieren – erst in diesem Moment, nach jahrelanger Tüftelei stellte sich heraus, dass die Grundlage eines wechselhaften Regenwetters fehlte – der Sauerstoff. Was wiederum die Frage aufwirft, warum die Menschen die Abwesenheit des Sauerstoffs nicht vorher bemerkt hatten, da sie alle mit Atemsimulationsgeräten herumliefen.

Doch diese Erfindung, das Erschaffen einer so großen Anziehungskraft, die dazu ausreicht, um zwei ausgewachsene Männer an einen Asteroiden zu binden, der selbst nur maximal eine Ameise halten konnte – wenn man von einer erdnahen Verwandten der Ameise ausgeht und nicht, wie schon auf manchen Urwaldplaneten gesehen, überdimensionale Exemplare –, diese Erfindung reicht aus, um die Kinnlade eines jeden Betrachters herabsinken zu lassen – solange, bis die mangelnde Schwerkraft den Mund wieder schließen lässt, was zwar physikalischer Quatsch ist, aber es solle mal jemand das Gegenteil beweisen! Aber die beiden Männer – der ältere und der jüngere – hatten das voll im Griff, denn sie waren Profis – wenn man... aber lassen wir das mit dem »Wenn man das sagen kann«, denn man kann es ja eigentlich nie so wirklich sagen, wenn man es nicht ausspricht – also die beiden Profis, der ältere und der jüngere, die übrigens wie durch einen Zufall im selben Zeitintervall geboren waren, konnten die Schwerkraft mehr als alles andere kontrollieren, waren sozusagen massereich schwerelos. Manche Professoren – denn die gibt es auch noch in diesen Intervallzeiten – behaupten zwar hartnäckig, dass es schwerelos massereich heißen müsste, doch Haarspaltereien sind an diesem Punkt nicht angesagt, auch wenn man sagen muss, dass die beiden auf dem Asteroiden fürs Haarespalten eindeutig zu wenig Haare besaßen.

An diesem Punkt kommt eine alte Anekdote zum Vorschein, die sich in den Gehirnwindungen des Jüngeren der beiden versteckt hielt, um justamente in jenem Moment zu erscheinen, in dem beide nach draußen ins Weltall blickten; langsam und sich erst einmal an die mangelnde Schwerkraft wieder gewöhnend, öffnet der jüngere der beiden den Mund und formuliert probeweise einige Worte, die erst nach mehrmaligem und schnellerem Hören zu richtigen, verständlichen Lauten werden. Manche werden sich jetzt wundern, wie man schneller hören kann, doch diese Leser sollten

sich vor Augen halten, wie es dereinst auf der Erde, am Anbeginn allen Lebens, mit den Sinnen bestellt war und wie es Jahrmillionen später aussah. Dass sich die kolonialisierenden Menschen im Weltall auch mit ihren Sinnen neu orientieren mussten, ist doch normal – wenn man davon ausgeht, dass der Mensch an sich normal ist, auch wenn er feststellen musste, dass er für seine Verhältnisse und im Vergleich mit anderen Außerirdischen unnormale wirken musste (wie das bei solchen Geschichten ist, die voraussetzungsreich einsteigen und doch im Grunde erst eins nach dem anderen erzählen können, muss auch hier einiges nach hinten geschoben werden, sonst würde die Geschichte nie beginnen – und wenn man es ureigentlich betrachtet, weiß man als Leser immer noch nicht, warum die beiden überhaupt auf die Idee gekommen sind, auf einem Asteroiden, der zu wenig Anziehungskraft für die beiden hat, Stühle aufzustellen und ins All zu blicken, um einen vorbeiziehenden Asteroiden anzuschauen – doch dazu später... – vielleicht kürzen wir das ein wenig ab und einigen uns darauf (wobei ich dem Leser undemokratisch kein Mitspracherecht einräume, sondern im Gesamten denke, also mathematisch verkürzt, ohne lange Prosa, sondern direkt, klar, verständlich auf dem Punkt – kurzum, ab jetzt wird die Phrase »dazu später mehr« im Folgenden und durchgehend mit (***) gekennzeichnet. Ob der Subtext, der sich an den Kontext anschließt, dann wirklich irgendwann später kommt, kommt immer darauf an, wie sehr der Lesende bereit ist, meinen klar strukturierten und keinesfalls ausufernden Gedankengänge folgen zu können, denn was diese wahnwitzig verstrickte Geschichte auf keinen Fall vertragen kann, ist weitere Verwirrung, indem der Erzählende keine klare Linie im Erzählen findet, von einem Punkt zum anderen springt und wieder zurück – kennen Sie die Geschichte, wie der eine dem anderen... sehen Sie, jetzt hätte ich den Lesenden auf eine falsche Spur führen können, doch wie ich gesagt habe, bleibe ich starr auf meiner Erzähllinie, die ich in diesem Moment nur unwesentlich verlassen habe, um das (***) einzuführen)).

Also, wir waren bei den Außerirdischen (***) und kommen jetzt zu einem Thema, bei dem ich die Erzählung wieder aufnehmen möchte – in dem Moment, als der jüngere von den beiden, die im selben Zeitintervall geboren sind, erwähnt, dass er soeben ein vollständiges Wort gesprochen habe, damit der ältere der beiden nun darauf gefasst ist, schneller zu hören und das Gesagte zu verstehen – quasi das Gesagte zurückzuüberholen. Wie auch in den anderen Zeitintervallen ist das schnellere Hören immer dann schwierig, wenn gerade keine Anziehungskraft vorhanden ist, und der Ältere der beiden muss sich mächtig anstrengen, den Anfang des Gesagten nicht zu verpassen – denn darin liegt der Schlüssel allen Verstehens. Es ist wie bei der ursprünglichen Erde und den Partnerschaften und... Ach ja, diese uralte Klamotte aus den Anfangsintervallen der Menschheit hat sich auch in diesen Zeitintervallen nicht gelegt, denn der Mensch hat es bisher noch nicht geschafft, sich so weit zu entwickeln, dass das Gedanken-/Gefühls-/Hormongemisch des einen Wesens kongruent zu dem des anderen ist. Die Frage, die dabei im Raum steht, ist doch eine ganz

klare: Wie würde sich das menschliche Leben entwickeln, wenn es dem Menschen als Spezies gelänge, die verschiedenen Wesen ihrer Spezies übereinanderzulegen und anzugleichen? Wie würde eine biologische Evolution exegetisch vonstatten gehen, wenn es keine Evolution mehr gäbe, kein Aneinanderreiben, keine Notwendigkeit, sich anzupassen, sich weiterzuentwickeln, sondern immer auf dem niederen Stand bleiben zu wollen, auf dem die... Upps, jetzt wäre ich beinahe der Erzählung auf den Leim gegangen und in den Bereich der Wesensfeindlichkeit abgedriftet – das aber, und da lasse ich keine Diskussionen zu, ist vollkommen, vollständig und vollstens gegen meine wahren inneren Einstellungen (außer der Lesende ist ein Wesen, das immer wesensungleich behandelt wurde, dann würde ich vielleicht...). Hören Sie es auch im Hintergrund immer brabbeln? – das ist das Hintergrundsäuseln der anderen Wesen, die uns in unserer Umgebung fledermausartig mit Schallwellen kontrollieren, in welcher Stimmung wir sind, ehe sie zuschlagen – genau in dem Moment, in dem wir – habe ich mich damit als ein bestimmter Erzähler geoutet?! – also, wir Wesen müssen uns überlegen, ob ein vom Zaun gebrochener Streit mit dem anderen Wesen wirklich und eineindeutig das Ziel der nächsten Stunden sein soll oder ob wir duckmäuserisch das Gewitter ertragen, den Kopf einziehen und schon während des Streits daran denken, was man mit dieser herrlichen Zeit alles Sinnvolles anfangen könnte, wenn diese schwadronierende Ungestalt endlich zum Ende finden würde. Wie Sie sehen, habe ich rein gar nichts gegen andere Wesen, im Gegenteil, ich würde mich sehr unvollständig fühlen, wenn ich ohne das andere Wesen wäre! Sagt zumindest mein Psychologe und rät mir, mehr auf die anderen Wesen einzugehen, doch... zurück zu den beiden auf dem Planeten – übrigens Junggesellen, wenn man (***) – also die beiden hatten sich am Vorabend (***) abgesprochen, dass sie sich den Tag (***) freinehmen wollten, um sich gegen die Mittagszeit (***) das Schauspiel des vorbeirauschenden Asteroiden anzusehen, der mit einem solchen Dampf durchs Weltall braust, dass er mit jeder Sekunde (***) mehr und mehr Staub- und andere Partikel verlor, sodass er ein Bild hinterließ, das in seiner magischen Mächtigkeit dem erdgleichen Polarlicht auf Highspweddroge gleichzusetzen war.

An dieser Stelle halte ich es für notwendig, dem Leser viele dieser (***) zu ersparen, indem ich mal etwas Grundsätzliches über die Zeitintervalle verliere. Wo fange ich da am besten an? Mal sehen – also hier ist gut, denke ich. Ja, sehr gut. Hmm.

Als die Menschen sich aufmachten, die Erde in Richtung Weltall zu verlassen (***, Entschuldigung, musste nochmal sein), machte man sich noch nicht so viele Gedanken, doch als man merkte, dass im Weltall die Uhren anders als die erdnahen tickten, suchte sich eine Gruppe Wissenschaftler einen festen Fixpunkt im All aus, von dem man die Zeitintervalle immer und immer wieder überprüfen und gegebenenfalls korrigieren konnte. Dabei entspricht ein Zeitintervall weniger als drei Sonnenumläufen auf der Erde und etwas mehr als vierunddreißig Mondumläufen, wobei dreizehn Mondumläufe grob das Jahr auf der Erde begrenzen, was bedeutet, dass ein Zeitintervall

ungefähr neunhundertneunundsechzig Tage auf der Erde bedeutet – was das dann für das aktuelle Zeitintervall 4.201.333 heißt, ist dann klar: Es ist das viertausendzweihundertundeinste Zeitintervall und wir befinden uns rechnerisch am dreihundertdreißigsten Erdentag des Zeitintervalls, was aber eine rein rechnerische Größe ist, damit man einigermaßen eine übereinanderzubringende Zeitlinie hat. Daher bedingt sich auch die Aussage ganz am Anfang, dass es mittags war – denn ein Mittag kann im Weltall alles und nichts sein, doch die Menschen im Weltall hatten ein einfaches Mittel, um das festzustellen, denn ausgehend von der Evolution des Menschen hat sich in seinem Biorhythmus und der Notwendigkeit des Schlafes nichts verändert – das bedeutet, dass Schlafen die Entscheidung festsetzte, wann morgens, mittags und abends war – und das ziemlich undemokratisch. Zu Beginn dieser Einteilung war es den Menschen schwergefallen, dass abends nicht gleich abends war, denn wenn der eine der beiden Gesprächspartner soeben erst aufgestanden war, erschien der Abend eines anderen wie der freudestrahlende Morgen eines anderen. Die einzig wirklich wichtige Aussage war das Zeitintervall, insbesondere in den entfernten Teilen des Weltalls, dort, wo die menschenähnlichen Mixkreaturen (***) keine Gelegenheit hatten, die zeitsparende und remodulierende Technik der Gesamtpartikelübertragung (***) zu nutzen.

Die beiden, die auf den Stühlen das cineastische Bild des vorbeifliegenden Asteroiden genossen, hatten ebenso wenig mit einem tagähnlichen Ablauf zu tun, als man gemeinhin meint. Die beiden hatten sich verabredet und konnten es ohne großes Warten, denn sie hatten sich vor einigen Zeitintervallen bereits darauf verständigt, immer denselben Lebensrhythmus zu leben – wie es im Übrigen viele taten, die effizient und ohne große Reibungsverluste zusammenleben wollten. Die beiden Junggesellen waren wie ein verheiratetes Ehepaar, das sich das Leben zurechtlegt, um es gemeinsam gegen die Widrigkeiten des Alltags zu bestreiten – und genossen zusammen das Vorbeirauschen eines der besten Asteroidenbilder der letzten Zeitintervalle. Dass sie sich ausgerechnet den Asteroiden, der am nächsten zu dem vorbeifliegenden lag, aussuchen konnten, hatten sie einem speziellen Trick zu verdanken, den sich die beiden immer dann zunutze machten, wenn es darum ging, bei einem Großereignis wie diesem den besten Platz zu ergattern: Sie beeinflussten das grundsätzliche Verhalten des Asteroiden, zwangen diesen von seiner rotierenden in eine stabile Flugbahn und verringerten seine Nettomasse, sodass nur sie allein wussten, wie stark die künstliche Anziehungskraft sein musste, damit die beiden von dem Gesteinsbrocken gerade noch gehalten werden konnten. Das technische Konzept dahinter jetzt auszubreiten, halte ich für widersinnig, denn manche von Ihnen können sich sicher denken, dass es alles andere als einfach ist, sich eine solche Technik auszudenken, geschweige denn sie zu verstehen und zu beschreiben – oder wir würden das (***)-Spiel spielen. Die beiden auf dem Asteroiden waren seinerzeit vor einigen Zeitintervallen an der Erfindung dieser Technik unmittelbar beteiligt gewesen, hatten sich jedoch entgegen dem weltallweiten Machtapparat entschieden, diese Erfindung für die gesamte

Weltallbevölkerung zugänglich machen zu wollen, als die Machtkonzentration Wind von dieser Entwicklung bekam und die beiden Techniker für ihre Ungehorsamkeit gegenüber allen Rassen und Wesen bestrafte, indem sie beide in die letzte Ecke des Weltalls verbannte, was dazu führte, dass sie nun genug Zeit besaßen, um sich vorbeifliegende Asteroiden anzuschauen. Dass sie ins Exil geschickt und nicht wie sonst üblich getötet, liquidiert oder beseitigt wurden – auch wenn viele jetzt denken, dass es wohl bei allen drei Punkten auf dasselbe hinausläuft, dem sei gesagt, dass es in dieser Evolutionsstufe Version 3.459837657645beta (***) in der die beiden leben, durchaus einen, wenn auch leichten, aber nachvollziehbaren Unterschied zwischen allen drei Optionen gibt. Um hier nicht schon wieder eine Schleife aufzumachen, die ich später nicht schließen kann, möchte ich zu der Evolutionsstufe noch folgende Anekdote erzählen – dass nämlich in der Zeit, als die Evolutionsstufe den kritischen Wert von Pi zu erreichen drohte, alle Wesen in allen Teilen des Weltalls damit begannen, den Zusammenbruch aller Welten und Galaxien heraufzubeschwören, was beinahe dazu geführt hätte, dass die Evolution umgekehrt worden wäre – was aber mit einem kaum zu beziffernden Risiko behaftet war, denn wie auch die beiden auf dem Asteroiden lernen mussten, ist die Umkehr der Evolution zwar grundsätzlich möglich, würde aber dazu führen, dass eine Rückrückumkehr wahrscheinlich unmöglich wird, da das produzierte Wissen mit vernichtet würde, sodass ein möglicher Entscheidungsprozess zur Rückrückumkehr nur dann wirklich praktikabel wäre, wenn es mit nahezu hundertprozentiger Sicherheit gelänge, in der umgekehrten Evolutionsentwicklung eine Entscheidung bereits vorzubereiten, die dazu führt, dass man aus dem Rückwärtstreiben wieder einen Weg nach vorne macht – was zudem technisch schwieriger als das Umschwenken in eine niedrigere Evolutionsstufe ist. Außerdem besteht dann immer noch das Risiko, dass sich die Zwischenfälle aller Zufälle genauso wiederholen müssten, damit derselbe Weg beschritten werden könnte, um wieder dorthin zu gelangen, wo man mit fortschreitenden Zeitintervallen ist oder war – je nach aktuellem Zeithorizont.

Wer sich jetzt denkt, dass wir über Zeitreisen reden, dem muss ich sagen, dass dem nicht so ist, denn Zeitreisen sind unabhängig (obwohl auch nicht zu einhundert Prozent, aber doch zu einem fast vollständigen Prozentsatz) von der Evolutionsstufe, was bedeutet, dass es eine umgedrehte Evolutionsentwicklung geben kann, während die Zeitintervalle anwachsen und genau andersherum – wie bei den Zeitreisen, bei denen man sich heutzutage kaum mehr über die technische Umsetzung Kopfzerbrechen macht, sondern viel eher, wie man diese verhindert – denn schon bei den ersten Zeitreisentests kam heraus, dass die Gefahr einer Veränderung der modularen Evolutionsstufe viel zu risikoreich war, als dass man es an einfache Wesen abgeben durfte – genau wie die Erfindung der beiden Techniker auf dem Asteroiden.

Sie könnten an diesem Punkt der Erzählung durchaus monieren, dass wir immer noch dort sind, wo wir begonnen haben – bei den beiden Männern auf dem Asteroiden, ohne sonderlich mehr

über die beiden zu wissen als zu Beginn. Doch wie in Gottes (***)² Namen soll ich eine Geschichte erzählen, die mit dem ersten Wort, das beide miteinander nach dem Vorbeiziehen des Asteroiden wechseln, wieder alles auf Null stellen würde, denn niemand außer dem Erzählenden selbst könnte dieses Wort so verstehen, dass am Ende klar ist, was der Erzählende denn nun damit meint. Aber vielleicht sind wir jetzt so weit, dass wir es mal versuchen können.

»Hunger!«

Wer von den beiden das erste voraussetzungsreiche Wort ausgesprochen hat, ist für die Geschichte unbedeutend, viel wichtiger ist jedoch die Tatsache, dass sich beide auf einem Asteroiden befinden, dessen Rotationsgeschwindigkeit und Massenbeschleunigung verändert wurden, damit man einen wunderbaren Aussichtspunkt auf einen bildertraumhaften anderen Asteroiden haben konnte, angeschnallt auf zwei Stühlen, die aus einem Stoff bestehen, der den Asteroiden dazu befähigt, ihn festzuhalten, wobei das Gestein selbst nicht einmal eine Flüssigkeit in einer Tasse gehalten hätte, die die beiden Gäste aber nicht dabei haben. Somit wird aus dem vermeintlich einfach und normal dahin gesprochenen Wort „Hunger“ eine Odyssee, die damit beginnt, dass sich beide erst einmal über das Wie des Zurückkehrens auf ihren Heimatplaneten einigen müssen, denn bei diesem Trip müssen sie Hand in Hand arbeiten, sonst drohen sie in die Weiten des Weltalls abgetrieben zu werden. Das große Problem dabei ist nicht das Abtreiben, denn das passiert allen Übermütigen und Vorschnellen alle Nase lang, sodass die Sicherheitskräfte eines nahen Planeten schon ausschwärmen mussten, um den in den Strudel des Weltalls Entflohenen wieder einzufangen, nein, es war vielmehr die Tatsache, dass beide diese existenzrettende Kommunikationsebene vor dem Beginn ihres Ausflugs kappen mussten, denn eine Annäherung, wie beide es gewagt hatten, ist für alle Wesen des Weltalls ein Vergehen – und würde bei Entdecken unweigerlich mit dem Beenden der Lebensexistenz (***) bestraft.

Zudem sind beide Männer ins Exil geschickt worden, damit sie sich dort ihrer vermeintlich falschen Taten besinnen konnten, und sie durften auf keinen Fall auffällig werden – was allein schon schwierig wurde, wenn die beiden sich miteinander unterhielten, denn an diesem Ort des Weltalls, in den es die beiden verschlagen hat, ist es durchaus unüblich, dass man sich mit dem langsameren Sagen und dem schnelleren Hören unterhält. Es ist wie schon immer, in allen Zeitintervallen, an allen Orten dieses Weltalls: Sobald einer aus der Masse heraussticht, der etwas kann, was die anderen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht können, ist diese eine Kreatur prompt und unweigerlich ein Außenseiter, eine Bedrohung, als würde ein dunkler Schatten auf ihrer Existenz liegen – der bei den beiden Männern unweigerlich auf ihnen lag, was noch dazu kam. Natürlich hatte es sich unter den Bewohnern des Exilplaneten herumgesprochen, wer die beiden vorher gewesen waren, denn wie auch die Angst vor dem Andersartigen war die Neugier keinesfalls aus

dem Gefühlsgemisch der verschiedenen Wesen verschwunden – wie denn auch, wenn es gerade die Neugier seit jeher ist, die das Leben so spannend macht!

Es ist kein leichtes, mit der Aussicht auf einen langen und unheimlich unaufregenden Flug durch die Weite des Alls konfrontiert zu sein, während im Gegenzug die lange und kalte Eigensinnigkeit der Bewohner des Exilsplaneten wartet, die man alleine deswegen schon meiden möchte, weil es keine geistigen Anregungen auf diesem runden Ei am Rande des Universums zu geben scheint – zumindest nicht, wenn man ein normaler Exilant ist (nicht wie die beiden Männer, die schon seit ihrer Geburt nicht sehr normal waren).

Der Jüngere der beiden – um mir das Erzählen leichter zu machen, erfinde ich jetzt Namen für die beiden, denn das Problem des Erzählens und insbesondere des Lesens besteht immer darin, sich die einzelnen Schritte der Geschichte vor das geistige Auge zu rufen, und warum es auch immer besser ist, Figuren, die man nicht direkt greifbar vor sich stehen hat, mit einem Namen zu versehen, um ihnen ein Bild geben zu können, das natürlich immer dann subjektiv und vor allem falsch sein muss, wenn keine nähere Beschreibung der Protagonisten beigefügt ist. Also, um das nachzuholen und viele der offenen Fragen zu beantworten, die ich mir beim Leser durchaus vorstellen kann, möchte ich an dieser Stelle eine kleine Pause in der Erzählung einlegen, um die beiden, den Älteren und den Jüngeren, ein wenig näher zu beschreiben, ehe ich mit einer Erwähnung am Rande schließe, die alle nun folgenden Beschreibungen obsolet macht – aber was soll's.

Wie ich schon eben erwähnte, sind es zwei Männer, die eigentlich keine Männer sind, sondern nur diesem Bild so nahekommen, dass man sie als Männer verkaufen sollte, sonst... Aber das hatte ich ja auch schon! Also, die beiden Männer sind von unterschiedlicher Gestalt: Während der Jüngere der beiden der kleinere und schwächere ist, ist der Ältere der größere und mächtigere, ganz so wie der große Bruder, der sich immer vor den kleinen Bruder stellt, wenn sich dieser einer Situation nicht gewachsen fühlt. Normalerweise ist in einer solchen Konstellation – und da nutze ich das über viele Zeitintervalle immer noch lebendige Klischee, dass der Größere der Bewacher ist, während der Kleine, der sich kaum zu wehren weiß, der intelligentere der beiden darstellt – doch das trifft bei den beiden nicht unbedingt zu, denn sie bedingen einander, um wirklich intelligent zu sein. Deshalb haben sich beide über die Maßen gefreut, als sie von der Entscheidungsfindungskommission die Nachricht übermittelt bekamen, dass sie zwar ins Exil gebracht würden, aber zumindest zusammenbleiben durften – wahrscheinlich wusste die Kommission ebensowenig von der Intelligenz-Nutzen-Theorie der beiden wie davon, was die beiden waren und immer noch sind: ein unschlagbares Duo, aber getrennt zu kaum mehr als zum Überleben fähig.

Diese überlegene Intelligenz war es auch gewesen, die beide zu Fall gebracht hat, denn sie waren sich einig, dass die Erfindung, die sie gemacht hatten, für alle Wesen zugänglich sein musste – was den Machtapparat nicht davon abhielt, seine eigene Sichtweise durchzusetzen – und das war etwas,

was sich über alle Zeitintervalle ebenfalls kaum verändert hatte: die Machtzentren waren immer noch bestrebt, die Macht zu erhalten, während es zugleich andere Machtstrukturen gab, die versuchten, diese Macht den Mächtigen streitig zu machen, was dazu führte, dass der vermeintliche Kampf zwischen Gut und Böse nie enden würde – wobei die Meinung über Gut und Böse immer davon abhing und immer davon abhängen wird, wer denn gerade das Opfer und wer der Täter ist. Nichtsdestotrotz wollen wir jetzt weiter in der Beschreibung der beiden Männer fortfahren – ich war stehen geblieben, den beiden einen Namen zu geben: Der jüngere der beiden heißt Anton und der ältere der beiden Hermann. Jetzt mögen einige Leser symbolisch den Finger heben und argumentieren, dass diese beiden Namen wohl eher zu Menschen eines sehr frühen zivilisatorischen Zeitalters zugerechnet werden sollten und viel weniger menschenähnlichen Wesen viele Zeitintervalle voraus gut zu Gesicht stehen, doch muss ich gestehen, dass sich die Namensvielfalt zwar vergrößert hat, doch wie gute Dinge aus alter Zeit immer mal wieder in Mode kommen, so kommen auch die alten Namen wieder in Mode, denn was nicht vergänglich ist, bleibt für die Ewigkeit erhalten. Ich hätte mir zwar durchaus auch zwei Namen ausdenken können, die den Leser dazu befähigen, sich einen Knoten in die Zunge zu denken, doch welchen Zweck würde das erfüllen? Außerdem war ich letztens noch bei einer Vorstellung, bei der genau eben dies passiert ist, doch zum Glück für die Zuhörenden war der Erzählende darauf vorbereitet und hatte vorsorglich einige Mediziner herbeigeschafft, die mit krampf lösenden Mitteln die Zungenknoten wieder lösen konnten. Doch weg von meinen Geschichten – zurück zu Anton und Hermann.

Um das Aussehen von Anton und Hermann genauer zu beschreiben, muss zunächst einmal charakterisierend beschrieben werden, wie sich die Menschheit seit dem Aufbruch in die Weiten des Weltalls verändert hat, denn mit dem Kontakt zu anderen Lebensformen war durchaus eine Vermischung beider Erbsubstanzen möglich – wobei ich dieser Vorstellung einen Riegel vorschleichen muss, denn bis auf eine einzige außerirdische Spezies sind die Erbsubstanzen anderer Spezies inkompatibel zueinander –, wobei merkwürdigerweise erwähnt werden sollte, dass es immer paarweise funktioniert, abgrenzend zu den anderen vielfältigen Spezies im Weltall. Was das für die Logik der Bevölkerung des Weltalls bedeutet, möchte ich an dieser Stelle hintanstellen, doch es muss gesagt sein, dass sich die menschliche Spezies nur mit einer einzigen vermischen kann – und diese andere Spezies ist so weit entfernt von den Durchschnittsmaßen und –merkmalen der menschlichen Existenz, dass eine Vermischung schon aus rein ästhetischen Motiven kaum möglich erscheint. Auch waren alle Tests, die man angestrengt hatte, um beide Spezies auf künstlichem Wege zu kreuzen, bisher schiefgegangen, und je länger die Wissenschaftler darüber nachdachten, desto mehr kamen sie zur Erkenntnis, dass eine Vermischung auch kaum sinnvoll erscheinen kann, denn das würde bedeuten, dass sich der Mensch mit einem Wesen kreuzt, das eher der Form und dem Wesen nach einem urwüchsigen Reptil auf der Erde glich. Und dennoch hatten sie es oft

genug probiert, eine stabile Kreuzung zu züchten – mit dem vielleicht guten Ergebnis, dass alle Züchtungen genau einen Atemzug machen konnten, ehe sie eingingen, ohne je wiederbelebt zu werden. Es sollte nicht sein, auch wenn es technisch irgendwie möglich erschien – und so erging es allen Spezies im Weltall: Prinzipiell konnte man es hinbekommen, dass zwei verschiedene Erbmassen verschmolzen wurden, doch nie war es bisher gelungen, die Kreuzung beider lebensfähig zu erhalten. Irgendwie musste sich die Natur der interstellaren Evolution einen Mechanismus eingebaut haben, damit eine Vermischung nicht stattfinden konnte – warum auch immer.

Was das für Anton und Hermann bedeutet? Im Grunde sind sie, wie bereits eingangs beschrieben, zwei Männer, die sich de facto aus der Erbmasse des Menschen von der Erde heraus weiterentwickelt haben, zu dem, was sie heute sind. Dennoch kann man sie kaum mit den Menschen vergleichen, die man seinerseits auf der Erde antreffen konnte, als die Menschen noch nicht den Weltraum besiedelten; als ihnen der Zugang fehlte, die weiten Strecken innerhalb des schwarzen, fast leeren Raums zu überbrücken, obgleich darin die Lösung des Rätsels lag (***)

Anton und Hermann – um die Sache ein wenig leichter zu machen – sehen wie zwei Männer aus, die verschiedenartige Körperbauten besitzen, verschiedenartig artikulieren, verstehen, hören, sehen, schmecken, riechen, reagieren – ganz so unterschiedlich, wie es Menschen nun mal aus ihrer Genese heraus sind, und dennoch würde ein Außenstehender nur wenige Unterschiede zwischen beiden ausmachen können – abgesehen von ihrer offensichtlichen körperlichen Unterschiedlichkeit. Beide wirken auf Außenstehende – und alle außer die beiden waren Außenstehende – ziemlich gleich, wie eineiige Zwillinge, denen man verschiedene Kleidungsstücke anzieht, damit man sie auseinanderhalten kann – auch wenn die Mutter es natürlich kann (aber die ist ja auch die Mutter!). Anton und Hermann kennen ihre Mutter nicht, auch ihren Vater oder ihre sonstige Familie nicht, denn so etwas haben die Menschen schon seit langen Zeitintervallen abgeschafft, denn mit der Zeit und den langen Distanzen im Weltall haben sich Familienbande nur noch dann wirklich gelohnt, wenn der Druck von außen auf die Gemeinschaft so groß war, dass er nur gemeinsam gestemmt werden konnte, doch da die Bestrebungen der Mächtigen so weit gingen, dass niemand diesen äußeren Druck verspüren musste, ließ auch das Interesse an einer geregelten Familienstruktur nach, die die Mächtigen dazu benutzten, die Menschen zu separieren – was ihnen bis auf manche Verbindungen sehr gut gelungen ist. Dass es dennoch solche Verbindungen wie jene zwischen Anton und Hermann gibt, ist dem Umstand geschuldet, dass sich viele Talente innerhalb des menschlichen Geistes nur dann entwickeln, wenn ein kongenialer Partner die Denkstrukturen beständig überprüft und ab und an zu korrigieren weiß – was dazu führt, dass das Fehlerpotential der beiden minimiert werden kann. Daher rührt es, dass Anton und Hermann immer zusammen geforscht, gelebt und existiert haben – sie hatten immer gemeinsam

gegessen, geschlafen, gewacht, gelernt, geforscht und geliebt – ja, die Liebe gab es auch in diesen Zeitintervallen noch, doch davon wird noch die Rede sein... Vielleicht auch nicht. (***)

Wo war ich stehen geblieben? Kann mal einer! Ach ja, danke! Sie sehen, dass selbst ich, der die Geschichte quasi am eigenen Leib miterfahren habe, manchmal den Faden verliere, wenn ich zu weit vom eigentlichen Geschehen abschweife. Warum ich an dieser Stelle zugebe, dass ich abschweife, wenn ich doch vorher so viel Wert darauf gelegt habe auszusagen, dass ich nie abschweife? Welche Art von Leser sind Sie eigentlich? Was denken Sie sich eigentlich! Was geht Sie das an, wie ich meine Geschichte aufbaue! Entweder lesen Sie das, was ich schreibe, oder legen den Text weg und machen das, was Sie sonst auch so tun! Aber dann müssten Sie ja darauf verzichten, die Geschichte von mir zu hören! Wollen Sie das wirklich!? Na, wie sieht es jetzt aus?! Nein, nicht zumachen! Warten Sie! Klappen Sie den Text nicht zu! Ich war noch nicht fertig! NEIN!!!!

Ah gut – Sie haben sich also doch entschieden, meiner Erzählung weiter zu lauschen! Ich möchte mich förmlich bei allen Lesern für diesen Fauxpas entschuldigen – wird hoffentlich nicht wieder vorkommen! Also, wo war ich stehen geblieben!? Bei Anton und Hermann, sagen Sie? Also... Aber nicht aufregen, nicht wahr? Bei Anton und Hermann?! Ach ja, wie beide auf dem Asteroiden sitzen, sich die vorbeifliegenden Gesteinsbrocken angesehen haben und sich jetzt überlegen müssen, wie sie von dem Asteroiden wieder fortkommen, ohne dass sie ins Weltall wegfliegen! Ja, wie haben sie das gemacht? Sie machen mich ganz durcheinander! Wie haben die beiden... Warten Sie mal kurz – ich muss... Ach ja, jetzt fällt es mir wieder ein!

Die beiden sitzen also auf ihren Stühlen aus einem Stoff, den es seinerzeit nicht auf der Erde gab, der aber fast überall sonst im Weltall verteilt war – sozusagen der Ausgleichsstoff für das Holz der Bäume, das es im Grunde in dieser Struktur nur auf der Erde gab und gibt, während dieser Ersatzstoff von einer anderen Struktur, aber vom selben Nutzen wie Holz ist –, die beiden sitzen also auf den Stühlen und schauen auf die verdampfende Spur, die der vorbeiziehende Asteroid hinter sich hergezogen hat, wenden ihre Köpfe dem anderen zu und denken gemeinsam über die Möglichkeiten nach, die sie in diesem Moment haben.

»Die Rotation des Asteroiden ist berechenbar«, steigt Anton in die Diskussion ein, »wenn wir den richtigen Winkel abpassen können und uns fest abstoßen, können wir auf jeden Fall Richtung RMJ4A« (Planetenbezeichnung – die beiden benutzen immer die wissenschaftliche Bezeichnung, eigentlich wird der Planet in der Bewohnersprache Xmahghnt genannt – doch Vorsicht, sprechen Sie das Wort nicht aus, wenn Sie keine krampflösenden Mittel und jemanden, der Ihnen das Mittel direkt in die krampfende Zunge applizieren kann, bei sich haben!) »rudern und müssen nur darauf achten, dass man uns früh genug entdeckt, damit man uns einfangen und zur Oberfläche zurückbringen kann.«

»Im Allgemeinen gebe ich dir Recht«, gibt Hermann zu verstehen, »doch muss ich im Speziellen deine Theorie anzweifeln, denn wenn ich erwähnen darf, ist erst im vorletzten Zeitintervall dieses Erkennen verschlafen worden und derjenige, der versucht hatte, auf eben jene Art und Weise auf den Planeten zu gelangen, ist vom Planeten so schnell beschleunigt worden, dass von ihm nichts, aber auch rein gar nichts Identifizierbares übriggeblieben ist.«

»Ich gebe deiner speziellen Theorie Recht, doch versuche ich sie so allgemein wie möglich zu halten, damit wir auch keine Rückkehroption übersehen! Ich möchte vermeiden, dass wir eine viel aufwändigere bevorzugen und die einfache übersehen!«

»Da gebe ich dir durchaus Recht, doch befürchte ich, dass es keine leichte Option gibt! Immerhin haben wir uns vor der Abreise hierher ja schon Gedanken gemacht, doch die gedankliche Analyse auf den Moment der Rückreise verschoben, weil uns klar war, dass wir erst an Ort und Stelle über die notwendigen Informationen verfügen, die uns befähigen, die bestmögliche aller Alternativen zu wählen.«

»Das Abstoßen ist eine Alternative!«

»Aber keine, die wir unbedingt favorisieren sollten! Ich finde, dass wir noch nicht genügend und ausreichend allgemein darüber nachgedacht haben und uns daher nicht speziell entscheiden können! Die Wahrscheinlichkeit, dass wir bei einer nicht sauber zu ermittelnden Geschwindigkeit auf den Planeten zurasen und übersehen werden, liegt nach der statistischen Unebenheit, dass wir direkt in eine Flugbahn eines anderen Gesteinsbrockens geraten, zwar nur bei weniger als einem Promille, doch wenn wir ausgerechnet dieses Promille sind, dann hilft uns auch keine Statistik mehr.«

»Ich gebe dir absolut mathematisch und statistisch recht«, gibt Anton zurück und verschiebt den Gedanken daran, sich einfach von dem Gesteinsbrocken abzustößen. »Was wäre, wenn wir die Rotation des Asteroiden wieder einsetzen lassen und in eine solche Form kanalisieren, dass wir direkt auf unseren Planeten zusteuern?«

»Dann müssen sie uns sehen, denn einen Asteroideneinschlag werden sie sicherlich nicht riskieren!«

»Wir müssen nur darauf achten, dass wir frühzeitig erkennen, wenn die Abwehrsysteme zu greifen beginnen, denn sonst wären wir nichts weiter als Staub und Ewigkeit im Weltall!«

»Das sollten wir hinbekommen!«, meint Hermann und beginnt ohne Aufforderung, rund um den Asteroiden zu laufen.

Da Anton darum weiß, wie sehr die Steuerung der Rotationsgeschwindigkeit von der Gleichmäßigkeit der hinzugefügten Energie abhing, wartet er, bis Hermann eine volle Runde um den Asteroiden gemacht hat, und beginnt gleichmäßig neben ihm zu laufen – immer mit dem Bedacht, dem Gesteinsbrocken mit jedem Schritt etwas von der Abstoßenergie mitzugeben, die sie beide mit ihren Tritten produzierten. Dabei half ihnen der eingesetzte Mechanismus, den sie beide

anwendeten, um auf dem Asteroiden haften zu bleiben, da die simulierte Gravitationskraft dazu beitrug, die erschaffene Rotationsenergie auf direktem Wege zu kanalisieren – dabei mussten Anton und Hermann zwangsläufig in Kauf nehmen, dass sich die beiden Stühle unkontrolliert ins Weltall verabschieden, doch das konnten die beiden verkraften, wenn sie dafür nicht pulverisiert wurden. Als der Gesteinsbrocken, aufgrund der maximalen Beschleunigung durch die beiden Läufer, zu glühen beginnt, ist es den beiden, als hätten sie etwas übersehen, doch dann kommt Anton in den Sinn, dass der Gesteinsbrocken wahrscheinlich eine eingebaute, dem Quarzgestein ähnliche Speicherfunktion für energetische Rückflüsse besitzt, doch allen Anschein zum Trotz haben sie die falsche Entscheidung getroffen, denn ein neuartig erscheinender, leuchtender Punkt am Firmament würde jeden auch nur erdenklichen Abwehrmechanismus starten, diesen leuchtenden Punkt im dunklen All ins Visier nehmen, einige Algorithmen durchrechnen, ehe der angepeilte Gegner unaufhaltbar zu interstellarem Staub vernichtet würde. Als Anton dieser Umstand klar wird, und er seinem genetisch ungleichen, aber sehr ähnlichen – bis auf die Körpergröße – gleichenden eineiigen Zwilling diese Tatsache im schnelleren Sprechen übermitteln will, ist es bereits viel zu spät, denn seine Gedanken, seine Worte, sein Leben, sein Witz, seine Intelligenz und sein Wesen hat nicht ausgereicht, um nicht zu interstellarem Staub zu werden, als der Abwehrmechanismus des benachbarten Planeten greift, der, ohne zu zögern, seine nähere Umgebung von allem Unbekannten und Nichtklassifizierbaren säubert – so effektiv, dass niemand je darüber die schnellen Worte verlieren wird, dass es Anton und Hermann waren, die diesen unfehlbaren Algorithmus erfunden haben; ach ja, hatten.